This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
285
.G6

CURRES

CHARAKTERIFIKEN UND KRITIKEN

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Dritte Vereinsschrift für 1900.

Dr. **Franz Schultz**, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres aus den Jahren 1804 und 1805.

Köln, 1900.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Schriften der Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Jahresberichte und Vereinsgaben.

Kommissions-Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Alljährlich seit 1876 ein Jahresbericht.

Vereinsschrift. 1. **Zur Einführung.** 2. **Prof. Dr. J. Hergenröther, Der heilige Athanasius der Große.** 3. **Prof. Dr. Franz Kaulen, Assyrien u. Babylonien nach den neuesten Entdeckungen.** 186 S. geh. M. 3.—. (Vergriffen.)

1877. I. **Prof. Dr. Th. Simar, Der Aberglaube.** II. Aufl. 80 S. geh. M. 1.20.

II. **C. Berthold, Die Herrschaft der Zweckmäßigkeit in der Natur.** 98 S. geh. M. 1.60. (Vergriffen.)

III. **R. Baumstark, Die spanische National-Litteratur im Zeitalter der habsburgischen Könige.** 110 S. geh. M. 1.80.

Bericht über die Verhandlungen der Section für Philosophie. 29. 8. 1877. 100 Seiten. (Vergriffen.)

1878. I. **Dr. P. Haffner, eine Studie über G. E. Lessing.** 2. Aufl. 112 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Friedr. Kayser, Eine Nilfahrt.** 104 Seiten. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

III. **Dr. J. B. Heinrich, Clemens Brentano.** 112 S. geh. M. 1.80.

1879. I. **Fr. Hettinger, Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri** in ihren Grundzügen. 142 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. Franz Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche, zunächst in Deutschland bis zum Jahre 1520.** 112 S. geh. M. 1.80.

III. **Heinrich Rodenstein, Bau u. Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt.** 104 Seiten. geh. M. 1.80.

1880. I. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** I. Theil. 112 Seiten. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

II. **Dr. P. Norrenberg, Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung in deutscher Vorzeit.** 112 Seiten geh. M. 1.80.

III. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** II. Theil. 132 S. geh. M. 1.80.

1881. I. **Leopold Kaufmann, Albrecht Dürer.** 120 Seiten. geh. M. 1.80.

II. u. III. **Dr. Baudri,** Weihbischof, **Der Erzbischof von Köln, Johannes Cardinal von Geissel und seine Zeit.** 336 S. geh. M. 5.—. (Vergriffen).

1882. I. **Prof. Dr. Const. Gutberlet, Der Spiritismus.** 104 S. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

1882. II. **Karl Unkel, Berthold von Regensburg.** 124 Seiten. geh. M. 1.80.

III. **Prof. Dr. P. P. M. Alberdingk-Thijm, Philipp van Marnix, Herr von Sanct-Aldegonde.** Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. 68 Seiten geh. M. 1.20.

1883. I. **Dr. Jos. Pohle, P. Angelo Secchi.** Ein Lebens- und Culturbild. 164 Seiten. geh. M. 2.50.

II. **Dr. Karl Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen.** 108 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. Herm. Cardauns, Der Sturz Maria Stuart's.** 116 S. geh. M. 1.80.

1884. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus Norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts.** Franciscaner, Dominicaner und andere Missionare. 122 S. geh. M. 1.80.

II. **Prof. Dr. Hipler, Die christliche Geschichts-Auffassung.** 104 S. geh. M. 1.80.

III. **Prof. Dr. Joseph Pohle, Die Sternwelten u. ihre Bewohner.** I. Theil. 128 S. geh. M. 1.80. (Vergriffen.)

Anhang: Verzeichniß d. Mitglieder und Theilnehmer der Görres-Gesellschaft. 40 Seiten.

1885. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs v. Spiga, spätern apostolischen Vicars von Norddeutschland.** Deutsche Angelegenheiten, Friedens-Verhandlungen zw. Papst u. Kaiser 1703–1709. 132 S. geh. M. 1.80.

II. u. III. **Prof. Dr. Jos. Pohle, Die Sternwelten und ihre Bewohner.** II. Theil. Schluß. 220 S. geh. 3.60.

1886. I. **Dr. W. Pingsmann, Santa Theresa de Jesus.** Eine Studie über das Leben und die Schriften der hl. Theresia. 116 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Anton Pieper, Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im siebenzehnten Jahrhundert.** 116 S. geh. M. 1.80.

III. **Fr. Wilh. Woker, Agostino Steffani, Bischof von Spiga i. p. i., apostolischer Vicar von Norddeutschland. 1709—1728.** 144 Seiten. geh. M. 1.80.

1887. I. **Aurel Adeodatus, Die Philosophie und Cultur der Neuzeit und die Philosophie des h. Thomas von Aquino. — Prof. Dr. Dittrich, Die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen.** 106 S. geh. M. 1.80.

1887. II. **Franz Schauerte, Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt.** 69 S. geh. M. 1.80.

(Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlags.)

F09327

Charakteriſtiken und Kritiken

von Joſeph Görres

aus den Jahren 1804 und 1805.

Eingeleitet und herausgegeben

von

Dr. Franz Schultz.

Köln, 1900.

Kommiſſions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

35960

JT285
G6

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	1
Antik und modern	12
Jean Paul	14
Gegensätze der neueren Dichtung	17
Gott und Teufel in der deutschen Litteratur	18
Vier Kaiserthümer des Geistes und der Wirklichkeit	19
Friedrich Heinrich Jacobi	20
Deutsche und französische Litteratur	20
Ueber den Chor in der Tragödie	22
Klopstocks Ebert-Ode	22
Kann man die Epoche des Mittelalters schon für geschlossen ansehen?	23
Ueber das Technische am Kunstwerk	26
Nochmals der antike und moderne Stil	26
Sophie Mereau	27
Die Epochen in Goethes Werken	27
Die Antiken zu Paris	29
Drei Revolutionen	32
Die Herabkunft der Ideen und das Zeitalter	35
Herder	39
Deutsche Critik	40
Nord- und Süddeutschland	43
Künstlerelend	44
Hyperion	44
Heinrich v. Kleist	47
Schauspiel der Weltgeschichte	48
Dramatische Phantasien von Sophie Bernhardi	49
Lessing und Friedrich Schlegel	52
Malerei und Plastik	54
Glauben und Wissen	59
Schillers „Wilhelm Tell“	66
A. W. Schlegels „Blumensträuße“	67
Schulzwang in Kunst und Wissenschaft	71
Romantische Dichtungen des Mittelalters	72
Spätgriechenthum	74
Goethe	77
Die Almanache	78
Mystik und Novalis	79
Klinger	83

Einleitung.

Joseph Görres wurde geboren vor nun bald 125 Jahren, am 25. Januar 1776; er starb am 29. Januar 1848: so erlebte er ein Viertel des tumultuarisch zur Rüste gehenden achtzehnten und zwei Viertel eines auf allen Gebieten neu sich regenden Jahrhunderts. Im Jahre 1807 erschienen seine „Teutschen Volksbücher", 1814—16 sein „Rheinischer Merkur", 1838 der „Athanasius", drei Schriften, die nach einer unabgeklärten Jugendepoche die Höhepunkte in der gereiften Entwickelung dieses mächtigen, fortreißenden Geistes bilden. Sie bezeichnen eine vorwiegend litterarisch-romantische, eine national-politische und die kirchlich-apologetische Phase als Schlußstein seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

Kaum dürfte jemand mit größerem Recht als er den stolzen Titel führen, den einst sein Münchener Zuhörer Friedrich Hebbel auf ihn anwandte, den eines homo sui generis. Nicht nur, wer ihn als begeisterter Verehrer liest, wird die überall scharf sich kundgebende Eigenart seines Wesens und die Selbständigkeit des Auftretens als den stählenden Grundzug in seiner Erscheinung herausfühlen. Auch der historisch-biographische Forscher wird hier vorzüglich — wie im letzten Grunde freilich stets, wenn es sich darum handelt, das Auftauchen individueller Persönlichkeiten in der Geschichte wirklich zu erklären — den der historischen Wissenschaft Schranken ziehenden Satz oft bestätigt finden: individuum est ineffabile.

Dennoch aber muß es jetzt, ein halbes Jahrhundert nach Görres' Tode, Pflicht der Nachlebenden sein, ein Recht, das manchen minder Bedeutenden schon längst geworden, auch ihm zukommen zu lassen. Ich meine damit die exakt wissenschaftliche Aufgabe, sein Leben allseitig zu durchforschen und aufzuhellen, seine inneren Erlebnisse psychologisch zu ergründen und darzustellen, sie in Beziehung zu setzen zu seiner Zeit

und der unserigen und — was allem voraufzugehen hat — selbst scheinbar unwesentliche Erzeugnisse seines Geistes als Quellen zu sammeln und auszuschöpfen und ihnen in der allgemeinen litterarischen wie in seiner individuellen Entwickelung die Stellung anzuweisen. Erst wenn man aufgezeigt, was er seiner Zeit und der Tradition verdankt, wie er die geistige Erbschaft in sich aufnahm, weiter bildete und den Kommenden überlieferte, wird man völlig klar überschauen, wie viel die Wissenschaft uud das höhere Leben überhaupt ihm schuldig sind.

Nach dieser Richtung ist trotz den vielen Biographen, die Görres bisher gefunden hat, manches zu thun übrig geblieben. Meinte [1]) doch auch sein glühendster Bewunderer, Friedrich Böhmer, in einem Briefe an Marie Görres vom 3. April 1863, daß erst eine noch größere Entfernung von seiner Zeit den ein wenig verdunkelten Ueberblick über seine gesamte weitgreifende Wirksamkeit erhellen werde. Und ist diese weite Perspektive einmal gewonnen, dann wird man niemals mehr, wie es in jungdeutscher Zeit und auch sonst so oft von gegnerischer Seite geschehen ist, seine „Metamorphosen" ihm zum Vorwurfe machen können. Denn es wird sich zeigen, daß der mehrfache Wandel von Görres' Thätigkeit nur eine natürliche Konsequenz aus seinen Anlagen und den auf ihn wirkenden Zeitverhältnissen war; es werden die menschlichen, schönen Worte seines Freundes Achim v. Arnim dabei ihre volle Rechnung finden, der im Jahre 1827 schrieb [2]):

„Du, liebster Görres, hast immer in Wahrheit geirrt, in Wahrheit Dich erhellt und erheitert. Mögen Dich die Menschen wandelbar schelten, eben das ehre ich an Dir, daß Du nicht aus Eitelkeit Dich verstellst, als ob Du fertig gewesen vom Anfange."

Und doch wird man dem letzten Passus dieses Urteils vom weniger ethischen als historischen Standpunkte aus entgegenzuhalten versucht sein, daß schon in Görres' frühesten schriftstellerischen Leistungen die Vordeutungen auf seinen späteren Geistesgang enthalten sind, daß die Grundlinien dieser großen, mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande schaffenden Persönlichkeit in jeder Epoche ihres Lebens und an jedem Stoffe, den sie formte, heraustraten. So ist man erstaunt, noch in den vierziger Jahren bei ihm häufig denselben Lieblingsanschauungen in ganz gleicher oder analoger stilistischer Formulierung zu begegnen, wie am Anfange des Jahrhundert: man hat das Gefühl, als sei dieser Feuergeist stets jung geblieben. Und in der Wissenschaft mehr zu einer subjektiven, innerlichen, geistreichen Erfassung und Wiedergabe der Erschei-

---

[1]) Janssen, Fr. Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften III, 402.

[2]) Joseph v. Görres' Gesammelte Briefe III, 306.

nungen, als zur objektiven Feststellung von Thatsachen berufen, muß er als merkwürdiger Antipode des Specialistentums geschätzt werden, das im neunzehnten Jahrhundert immer mehr Ausdehnung gewann und jetzt nahe daran ist, in Mißkredit zu verfallen. Auf ihn paßt noch so recht, was der Romantiker Novalis einmal niederschrieb: „Ein Autodidaktos hat . . . den großen Vorteil, daß jede neue Idee, die er sich zu eigen macht, sogleich in die Gemeinschaft seiner Kenntnisse und Ideen tritt und sich mit dem Ganzen aufs innigste vermischt, welches dann Gelegenheit zu originellen Verbindungen und mannigfaltigen neuen Entdeckungen giebt." Tritt man an die Bearbeitung eines Zweiges seiner Produktion von einer Fachdisciplin aus heran, so wird man genötigt, die Kreise der Darstellung weiter und weiter zu ziehen, bis die Ueberzeugung sich nicht mehr abweisen läßt, daß aus der Architektonik seines Geistes — ein Ausdruck, den ja Wolfgang Menzel eigens für ihn geprägt hat — nicht gut Stücke zur Betrachtung herausgerissen werden dürften. Das Einzelne muß zwar das Ganze erhellen, empfängt aber immer wieder von diesem den Reflex.

Eine Sammlung von Görres' zerstreuten litterarischen Schriften darf also Berechtigung und Wertschätzung nicht ausschließlich von seiten der heute so rege betriebenen neueren deutschen Litteraturgeschichte beanspruchen, die Görres als einen merkwürdigen Vertreter des romantischen Typus in ihren Kreis hat ziehen müssen und es sich angelegen sein läßt, allen gedruckten und ungedruckten Dokumenten für ihre Zwecke eindringende Aufmerksamkeit zu schenken. Um noch einmal Friedrich Böhmer zu citieren, so hat er schon 1861 betont [1]), daß eine Sammlung von Görres' kleineren Schriften litterarischer Natur der Nation ebenso wenig vorenthalten werden dürfte, als seine Briefe, die uns ja 1874 von Franz Binder in damals erreichbarer Vollständigkeit musterhaft gesichtet vorgelegt worden sind. Daß eine Weiterführung der sechsbändigen Ausgabe der „Politischen Schriften" nach der anderen Richtung unterblieb, ist bedauerlich. Es mag einmal daran gelegen haben, daß auch Görres nach seinem Tode das Los so vieler deutscher Schriftsteller beschieden war, die mehr erhoben als gelesen wurden. Daß selbst auf katholischer Seite sich nicht die gebührende Leseranzahl gefunden habe, beklagte [2]) ja auch August Reichensperger. Dann aber erfuhren diese dem Stoffe nach anders gearteten Arbeiten einer verjährten Epoche bei ihrem Urheber selbst und seiner Umgebung später nicht mehr das Interesse, das ihnen der historische Beschauer in jedem Falle zuwendet.

---

[1]) Janssen, Böhmer, III, 409; vergl. I, 438.

[2]) L. Pastor, August Reichensperger, Freiburg 1899, I, S. 86.

Sie versanken hinter den späteren Leistungen seiner Publicistik, die ein größeres und allgemeineres Aufsehen erregten. Diese älteren Studien waren ihm fremd geworden, wie die älteren Freunde, die ehemals seine Mitarbeiter gewesen waren bei der Hebung der Schätze nationaler Dichtung. So liegen die Umstände hier ähnlich wie bei Clemens Brentano. Kritische Forschung muß die Stücke aus ihren zerstreuten, oft versteckten Fundstellen hervorholen, ja in zweifelhaften Fällen den Beweis der Autorschaft antreten.

Die folgenden, so gut wie ganz unbekannten und vergessenen, frühesten litterarischen Aufsätze von Görres in einem Neudruck vorzulegen, muß sich nach dem Gesagten im allgemeinen rechtfertigen. Ueberdies werden sie als Lektüre ihr Recht sich selber erobern. Wird uns doch nach ihrem ersten Erscheinen berichtet, daß sie beim Publikum ausgezeichneten Beifall fanden [1]), und Görres selbst dachte im Jahre 1806 daran, sie bei seinem Heidelberger Verleger Zimmer in einem Bändchen vereinigt neu erscheinen zu lassen [2]), und bezeichnet sie als eine bei der schlechten Lage des damaligen deutschen Buchhandels „noch halbwegs käufliche Ware". Schließlich sind sie als vor- und rückdeutende Denkmale seines Geistesganges von besonders unschätzbarem Werte.

Es sind just hundert Jahre her, daß der damals vierundzwanzigjährige Joseph Görres von kurzem Aufenthalte in Paris, wohin ihn seine Sendung als Deputierter der Rheinprovinzen geführt hatte, in die deutsche Heimat zurückkehrte. Die politischen Zusammenhänge dieser Mission gehören nicht in den Kreis unserer Darstellung; er selbst hat seinen Landsleuten in der heute seltenen kleinen Schrift „Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire des VIII. Jahres", Koblenz 1800, Bericht erstattet. Aber er war seit dieser Reise ein völlig anderer geworden; die einschneidendste Wandlung seines Lebens hatte sich vollzogen, eine innere Umkehr ohnegleichen. Er hatte einen Blick hinter die Coulissen des Revolutionsschauspieles geworfen, der mit schrecklicher Deutlichkeit das schon längst in ihm wühlende Gefühl zur Gewißheit machte, daß er sich mit seiner glühenden, ehrlichen Begeisterung für die französische Sache, die sein bisheriges Leben ganz hingenommen, auf einem Irrwege befunden habe. Aehnliche Erfahrungen haben damals in Deutschland viele Männer von Geist und Temperament durchmachen müssen; bei allen, soweit ich sie übersehe, folgte dem Enthusiasmus Ernüchterung und Indifferenz. Abseits von dieser Reihe Enttäuschter steht Görres. Bei ihm bedeutete jene Krisis das Morgenrot eines neuen geistigen Lebens. Mit der Kraft seines leicht entzündlichen und dann

[1]) Görres' Ges. Briefe II, 9. — [2]) Ebd. I, 477.

mächtig lodernden Genies, das im Leben und in der Geschichte schon von früh an auf der Suche gewesen war nach den verborgenen Strahlen des höheren geistigen Lichtes, hatte der Jüngling in der französischen Revolution die Herabkunft der „Idee" begrüßen, er hatte in ihr die heranreifende Vervollkommnung der Menschennatur wahrnehmen wollen. Wie er davon zurückgekommen und wie er mit Schmerz und Beschämung die irdischen und tierischen Triebkräfte jener Weltbewegung einsehen lernen mußte, hat er selbst darnach in einem der unten abgedruckten Aufsätze („Die Herabkunft der Ideen und das Zeitalter") prächtig allegorisch dargestellt. „Wenn ich," schreibt[1]) er damals an seine Braut, „in mein vergangenes Leben hineinblicke, dann ist es mir, als sähe ich in die Ruinen von Palmira, dort ein umgestürztes Monument, eine eingestürzte Masse, der ich ewige Dauer zutraute, da noch ein Portikus, ein Peristyl, eine Säule, der einzige Ueberrest eines glänzenden Gebäudes, überall Trümmer, unter denen meine Gedanken wie scheue Schuhus unstet umherschwirren. Mich vergnügt's, bei Nacht und Nebel unter den Ruinen umherzuirren, ein Mann der Finsternis, mit Moosflechten und Epheu bekränzt, mich durch die Gebüsche zu winden, und dem Hallen des Sturms in den Gängen zu horchen." Doch diese verdüsterte Stimmung konnte nicht andauern, sie mußte einer neuen Lebensspiegelung Platz machen. „Die moralische Natur wie die physische geht ihren Gang fort. Aber traurig, traurig, daß die Menschen mit ihrer Einfalt und Bösartigkeit so oft ihre Pläne durchkreuzen," sagt er bald darauf[2]). So entstand in ihm die Ueberzeugung von der Verrottung und geistigen Unmündigkeit eines großen Teiles seiner Mitmenschen überhaupt, die er früher, wie er schreibt[3]), „in moralischer Hinsicht für wahre Antiken", für Ideale gehalten. Aus diesem Boden erwuchs seiner ganzen künftigen Thätigkeit jener Charakter des Strafenden, Warnenden, Prophezeienden, der ihn fortab kennzeichnet. Dadurch wurden seine Werke jetzt, wie Brentano sie nannte, „der über die Erde hinfahrende Donner und Blitz".

Dieses zumeist negative Element, dem sich noch ein ebenfalls aus den oben geschilderten Stimmungen heraus geborener Franzosenhaß gesellte, der später im Freiheitskampfe gegen Napoleon die reifsten patriotischen Früchte trug, verleiht auch unseren Aufsätzen, den ersten freien schriftstellerischen Erzeugnissen nach jener Pariser Reise, ihre eigentümliche Färbung. Aber die Enttäuschungen der Jugendjahre zeitigten auch ganz positive Neigungen; seine rastlose geistige Beweglichkeit mußte sich ein anderes Gebiet als bisher zur Bethätigung suchen; sein Enthu-

[1]) Ges. Br. I, 53. — [2]) Ebd. I, 67. — [3]) Ebd. I, 7.

siasmus war, wie er selbst schreibt[1]), nicht verflogen, nur in seinen Busen zurückgedrängt, und er freute sich, seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft aus dem allgemeinen Zusammenbruche gerettet zu haben. Der wissenschaftlichen und kunstkritischen Bethätigung galten die folgenden Jahre seines Lebens. Die Lorbeeren des Volksredners, den Beifall der großen Masse hatte er gründlich verachten gelernt. In einer gesicherten bürgerlichen Existenz in seiner Vaterstadt Koblenz angestellt, seit 1801 verehelicht mit Katharina v. Lasaulx, aus einem deutsch-lothringischen Adelshause (v. d. Weiden), das in kurtrierischem Dienst auch für Wissenschaft und Kunst fördernd gewirkt hatte[2]) — sie selbst hochgebildet und oft seine Mitarbeiterin, ein sich nicht in den Vordergrund drängendes, aber interessantes Frauenbild des romantischen Zeitalters —: so lebte Görres einige stille Jahre hindurch allein seiner inneren Durchbildung. Er überwinterte die Saat einer großen Zukunft, und am Ende dieses Zeitraumes, 1805, durfte er schreiben[3]): „Ich unterdessen habe immer fort und fort gearbeitet und Feuer geschlagen und Licht herausgelockt und es heller und heller in mir gemacht und blicke mit vieler Freude auf die gethane Arbeit und auf das, was noch zu thun ist."

Es ist ein merkwürdiger Beleg für die unvorhergesehene Beeinflussung des Einzellebens durch große geschichtliche Richtungen und für den Zusammenhang des Individuums mit dem Ganzen seines Volkes und seiner Zeit, daß der geistigen Verfassung, in die Görres zu Anfang des 19. Jahrhunderts sich versetzt fühlte, eine große, weitreichende Umwälzung des Geistes- und Gefühlslebens in Deutschland willig die Hand reichen mußte. Das war die romantische Bewegung, die an der Jahrhundertwende in Jena und Berlin von den als romantische Schule[4]) zusammengefaßten Genossen August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Tieck, Novalis, Schelling und anderen angebahnt worden war. Clemens Brentano war seit seiner 1798 beginnenden Jenenser Studienzeit ein Jünger dieser Litteraturrevolution und ihrer Vertreter. In der Brentanoschen Familie, im „goldnen Kopf" zu Frankfurt a. M. war auch Görres auf dem Rückwege von Paris zum Besuche seiner damals bei den Brentanos weilenden Braut Katharina v. Lasaulx im Februar 1800 eingekehrt. Sie war

---

[1]) Ges. Br. I, 47.

[2]) Vergl. Allg. Deutsche Biographie 17, 721—31; H. Holland, Erinnerungen an E. v. Lasaulx, München 1861, S. 6; Rhein. Antiquarius, I, 2, Koblenz 1853, S. 455 f. Dominicus, Koblenz unter Clemens Wenceslaus, S. 141, u. a. m.

[3]) Briefe an Charles Villers, hrsg. v. M. Isler, Hamburg 1879, S. 73.

[4]) Am besten über sie: R. Haym, Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Berlin 1870; Oskar F. Walzel, Einleitung zu Kürschners National-Litteratur, Bd. 143.

eine intime Jugendfreundin Sophie Brentanos, der um zwei Jahre älteren Schwester[1]) von Clemens, die, eine anmutende, geistvolle, zartschwärmerische Erscheinung, ein Liebling des greisen Wieland, bereits im September 1800 auf dessen Landsitz Oßmanstädt bei Weimar starb und dann bei Clemens und Bettina Brentano als früh geschiedene Fremdlingin auf dieser Erde in Erinnerung und Dichtung verklärte Gestalt annahm. In dem schöngeistigen, durch Tradition mit der Litteratur verknüpften Kreise der Brentanos scheint auch Görres den ersten Fingerzeig auf die ausschließliche Beschäftigung mit rein geistigen und dem praktisch-politischen Leben abgewandten Interessen erhalten zu haben: einige Stellen in seinen damaligen Briefen legen von dem Eindruck des Frankfurter Aufenthaltes Zeugnis ab, wie wenn er da u. a. schreibt: „Manche meiner Hoffnungen sind hier zusammengestürzt, manche neue befestigt worden." Im folgenden Sommer und in den beiden nächsten Jahren kam Clemens Brentano, der zur Zeit von Görres' Aufenthalt nicht in Frankfurt gewesen war, bei seinen rheinischen Dichterfahrten auch nach Koblenz und kehrte dann stets bei den Freunden seines Hauses, bei der Familie Lasaulx ein, der ja Görres verschwägert war. Das Erscheinen der so reizvollen Persönlichkeit Brentanos erregte, wie überall, so in der durch die Revolution zurückgegangenen und an geistigen Anregungen armen Rheinstadt besonderes Aufsehen, das uns Stramberg, der rheinische Antiquarius, verbrieft. Er erzählt auch, daß Clemens in jenem Kreise vorgelesen habe — eine schöne Gewohnheit, die er sein ganzes Leben durch beibehalten hat und die sich aus seinem steten Sehnen nach einem geistig gleichgestimmten, ihm geöffneten, mitfühlenden Herzen erklärt; er bedurfte stets der Menschen. Was anders mag er dort gelesen haben, als die geistigen Erzeugnisse, die er nächst denen Goethes am höchsten schätzte, die der romantischen Schule, in deren Bahnen sich auch seine eigene Produktion bewegte! Mit ihm wird Görres die Romantik zuerst voll entgegengetreten sein; dorther mag ihm der Anstoß gekommen sein, sich in sie zu vertiefen. Bei ihr fand er ja, wonach sein Inneres damals verlangte.

Betrachtet man die romantische Bewegung auf ihren Zusammenhang mit den großen politischen Begebenheiten hin, so war sie ein Rückschlag gegen die große Revolution, eine Flucht aus der Welt des äußeren Geschehens in die entlegenen Gründe der Stimmung, der Phantasie, des Gefühls. Diese Entwickelung, die sich hier unmerklich an einer ganzen Generation vollzogen, hatte Görres in schrofferem Uebergange, verbunden

---

[1]) Vergl. F. W. Gubitz, Berühmte Schriftsteller der Deutschen, Berlin 1855, I 226 ff.; Deutsche Rundschau 1887, 52, 199 - 214, u. a. m.

mit schweren inneren Kämpfen, am eigenen Selbst erfahren. Auch die Romantik trat revolutionär auf, aber gerade gegen den Geist des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Kind die französische Revolution gewesen war. Sie setzte neue Werte an die Stelle der Aufklärungsideen und bekämpfte mit den schärfsten Waffen diese abgewirtschaftete Zeitrichtung, wo sie sie traf. Das war es, was Görres zur Romantik zog. Worin ihn jene politische Revolution getäuscht hatte, in der Hoffnung auf eine neue ideale Ausbildung des Menschengeistes, das verhieß ihm jetzt die litterarische. Und sie, die einen Kampf Weniger gegen die Plattheit und Niedrigkeit einer die höheren Regionen des Geistes fliehenden Masse abspiegelte, erfüllte gleichzeitig seinen Wunsch nach einem kleinen Kreise „Edler", die über die untüchtige Menge erhaben waren. Görres' naturphilosophische Schriften der Jahre 1802—1805, die „Aphorismen über die Kunst", die „Aphorismen über Organonomie", die „Exposition der Physiologie" lassen, vorzüglich aus ihren allgemeiner gehaltenen Einleitungen, sein allmähliches Emporwachsen aus den rationalistischen Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts in die neue geistige Sphäre erkennen. Das hellste Licht auf seine Stellung zur älteren Romantik werfen unsere Aufsätze; der Artikel „Drei Revolutionen" enthält wohl den farbenprächtigsten Dithyrambus, den man der „romantischen Schule" je gesungen hat.

Es kann nun nicht Sache dieses Vorwortes sein, an den unten vorgelegten Görresschen Studien im einzelnen die Beeinflussung durch Ideen oder Aeußerungen der Romantiker oder etwa darin enthaltenen geheimen Widerspruch gegen sie aufzudecken, ebensowenig wie hier seine dort gegebenen Charakteristiken mit historischer und moderner Kritik angefaßt und erschöpfend analysiert zu werden brauchen[1]). Wo Einzelerläuterungen für das Verständnis zur Hand sein müssen, werden sie in den Anmerkungen gebracht. Nur zwei Stoffgebiete unserer Publikationen müssen noch hier, wo es gilt, ihre großen Linien nachzuzeichnen, zusammenhängend erledigt werden: die Antike und das Mittelalter.

Jene oben gewürdigte Pariser Reise öffnete Görres noch für eine andere, schönere Welt, als die seiner Irrtümer die Augen. Zum ersten Male trat ihm dort die ungeahnte Herrlichkeit der antiken und italienischen Kunst entgegen. Wie bekannt, waren von Napoleon alle erreichbaren Kunstwerke Italiens entführt und in Paris aufgestapelt

[1]) Ich kann hier auf meine Schrift über „Joseph Görres als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik", preisgekrönte Arbeit der Grimm-Stiftung, verweisen, deren erster Teil bereits als Berliner Dissertation erschienen ist, und die demnächst vollständig herauskommt.

worden. So mußte vielen Deutschen bis hin zu Napoleons Sturze eine Reise nach Paris in gewisser Hinsicht eine solche nach dem früheren Italien ersetzen, und mancher ließ sich damals durch die künstlerischen Genüsse schadlos halten für den Widerwillen, den ihm im übrigen die Seinestadt des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts einflößte; ich möchte aus der Litteraturgeschichte der Romantik nur hinweisen auf Briefe von Achim v. Arnim, Jakob Grimm, Heinrich v. Kleist, des Aesthetikers Solger. Ebenso erging[1]) es Görres. In den Schriften der folgenden Jahre weilt er dann mit Vorliebe bei der Antike, nicht zum wenigsten in unseren Aufsätzen. Für ihr Wesen, ihren Unterschied von der Kunst der Neueren, den schon Schiller und Friedrich Schlegel meisterhaft formuliert hatten, sucht er greifbare Bilder. Und nächst den Werken der antiken Plastik sind es Raphael, Michelangelo und andere Italiener, die, einmal geschaut, sich immer wieder in seine Phantasie eindrängen und durch deren Heranziehung seine Darstellung oft an Farbe noch gewinnt. Die Pariser Sinneseindrücke hafteten bei ihm, bis sie durch die Wirkungen der altdeutschen Kunst abgelöst wurden. Diese Aera beginnt recht eigentlich 1806 mit seiner Uebersiedelung nach der typisch gewordenen romantischen Landschaft Heidelbergs, wo die altdeutsche Dichtung ihm neue Ausblicke auf die Geschichte und das Leben eröffnete.

Aber für den Einzug der altdeutschen Herrlichkeit war in seinem Herzen auch schon 1804 und 1805 alles bereitet. Zwei Aufsätze weiter unten sind die Herolde seiner lebenslänglichen Begeisterung fürs Mittelalter. Auch hierfür hatte die ältere Romantik die Losung ausgegeben. Die Brüder Schlegel hatten den Dünkel, mit dem das Zeitalter der Aufklärung auf das Mittelalter hinabsah, als Selbsttäuschung angesprochen. Wilhelm, der ältere der Brüder, hatte in seinen Berliner Vorlesungen die Seichtheit in allen Bildungskanälen des achtzehnten Jahrhunderts aufgezeigt und war zu dem Schlusse gekommen[2]): „Weit entfernt von der Weisheit des Zeitalters, mit einer Art von Mitleid auf die Werke der Vorzeit herunter zu schauen, auf ihre Rohheit, die in ihnen herrschenden abergläubigen Vorstellungen, trete ich mit der innigsten Ehrerbietung vor sie hin, fest überzeugt, daß jedes Zeitalter in Rücksicht auf Poesie und Kunst vorzüglicher sey, als das unserige.“ Solche Töne mußten an den Görresschen Ueberzeugungen von der Verkehrtheit seiner Zeit ein kräftiges Echo finden. Hatte er also in den Schriften seiner

[1]) Vgl. Br. I, 7, 12.

[2]) Fr. Schlegels Zeitschrift Europa II, 83 (1803). [= A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst. Herausgegeben von Minor. (Deutsche Litteratur-Denkmale des 18. und 19. Jahrhunderts XVIII) II, 84.]

Revolutionsjahre noch selber aufklärerisch-verächtlich auf das „finstere" Mittelalter hinabgeschaut: jetzt, 1804, bekämpft er die kleingeistige, rationalistische Geschichtschreibung, die durch Vergleichung mit dem Mittelalter erweisen wollte, wie man es „dann zuletzt so herrlich weit gebracht", und läßt visionär aus dem Geiste kommender Geschlechter die Vorwürfe auf die Verunglimpfenden zurückfallen. An den Dichtungen des Mittelalters aber schätzte Görres bereits 1805 — und hier war Ludwig Tieck sein Vorgänger, der als erster von der Romantik die altkluge Aufgeblasenheit des litterarischen Publikums lächerlich gemacht und für seine Volks- und Märchendichtungen die unverbildete Naivetät des Kindes gefordert hatte — die Schlichtheit, Treuherzigkeit, Zartheit einer jugendlichen Epoche. „Geschäftsmänner", schreibt er unten in einer Besprechung der unter Friedrich Schlegels Namen erschienenen „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters" im Hinblick auf die banausenhafte, nörgelnde Kunstkritik seiner Tage, „Geschäftsmänner lassen sich freilich in der Kinderstube nicht betreten; sie würden sich schämen, unter den Zeugen ihres ehemaligen kindischen Sinnes und ihres frohen Mutwillens, der arg abstäche mit dem gegenwärtigen Ernste, überrascht zu werden; aber ein jugendlich unbefangenes Gemüt wird mit Freude den Abdruck seines vergangenen Daseins in ihnen sehen und in der Gesellschaft der alten Gespielen sich gefallen. Und so wird es auch an diesen Dichtungen sich ergötzen."

Nur wenig bleibt nach der Beleuchtung dieser inhaltlichen Merkmale mir noch zu sagen übrig über die innere und äußere Form unserer Aufsätze. Sie erschienen 1804 und 1805 in der zu München von dem bekannten Oberhofbibliothekar und Vizepräsidenten der Akademie der Wissenschaften, Christoph Freiherrn von Aretin, herausgegebenen Zeitschrift „Aurora". Die „Aurora", die nur diese zwei Jahre hindurch bestand und heute fast gänzlich verschollen ist, unterscheidet sich von den übrigen Journalen jener Tage vorteilhaft durch eine vornehmere Haltung, durch deutsch-nationale Tendenz, durch ihre Vorliebe für kulturgeschichtliche und altdeutsch-litterarische Studien, durch ihre Reaktion gegen Organe der Aufklärung. So konnte sie Görres zusagen, der nach Aretins erster Aufforderung zur Mitarbeit[1]) das Blatt erst noch eine Zeit lang beobachtete. Finden sich aus den Görresschen Beiträgen zum Jahrgang 1804 schon einige wenige, unsystematische Auszüge in den Görresschriften von Galland[2]) und neuerdings von Wibbelt[3]), so ist

[1]) Ges. Briefe II, 5.

[2]) Joseph von Görres. Freiburg im Breisgau 1876.

[3]) Joseph von Görres als Litterarhistoriker. Zweite Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1899.

an den Jahrgang 1805 bisher noch niemand herangetreten. Er ist meines Wissens einzig, und zwar nur noch in losen, unvollzähligen Blättern, auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhanden, der ich für seine liberale Ueberlassung zu Dank verpflichtet bin. Sämtliche Beiträge zerfallen in zwei Kategorien: die eine Reihe trägt die ständige Ueberschrift „Corruscationen" („Wetterleuchten") — eine ihren Charakter gut treffende Benennung, aber doch auch hervorgerufen durch die Titel ähnlicher Produkte Friedrich Schlegels und Novalis'. Sie sind gedacht als eine fortlaufende Kette von Reflexionen und Beobachtungen über Kunst und Leben. Nur sie hatte man bislang bibliographisch als Görres' Eigentum[1]) notiert. Dazwischen stehen aber andere Aufsätze mit verschiedenen Ueberschriften, die ebenso unzweifelhaft nach dem untrüglichen Stile und aus inneren Kennzeichen Görres zuzuweisen sind. In diesem Neudruck ist auch der Inhalt der „Corruscationen" unter spezialisierte Ueberschriften verteilt worden, die vom Herausgeber herrühren; wo sie aber schon auf das Original zurückgehen, wird dies ausdrücklich unter dem Texte angegeben.

An Görres' Rezensionen wird sich ein merklicher Unterschied von der landläufigen Auffassung dieses Begriffes wahrnehmen lassen. Sie stehen auf dem Boden der durch Wilhelm Schlegel und die Romantik angebahnten reproduzierenden Kritik: man wollte hier nicht mehr, wie es die Art des 18. Jahrhunderts war, einen eisernen, unverrückbaren Maßstab an Kunstwerke anlegen, sondern sich ihnen anschmiegen, sie nachempfinden und neu darstellen; man wollte nicht töten, sondern lebendig machen; man trat nur dem näher, dem man sich geistesverwandt fühlte; das andere ließ man beiseite. Daher findet man auch in Görres' Kritiken überall die mit dem Gegenstande freispielende Phantasie. In alle Stoffe hat er eben *seine* großartige Persönlichkeit hineingetragen, die da ausströmt in ihrem eigenartigen Stile.

Der Stil in Görres' Schriften der Revolutionsjahre war noch nicht der, dessentwegen ihn nachmals Europa anstaunte. Auch dort zwar begegnen kühne Wendungen, kräftig geschwungene, lange Perioden, atemlose Aufzählungen, zahlreiche Anastrophen; aber jenen Luxus an Bildern und Allegorien schüttete auch erst die Romantik über seine Sprache aus. Ihr diente das Bild als bewußtes Stilmittel. Es war ihr der Fingerzeig aus der gegenständlichen in eine unsichtbare, geheimnisvolle, geistige Welt, die nur dem Auge des „im Geist erhellten Naturphilosophen", des „Denkers und Sehers" sich entschleiert; ihrer ganzen sprachlichen

[1]) Vgl. Ges. Br. II, 9, wo aber auch nur Jahrgang 1804 berücksichtigt ist. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. VI. Bd., S. 204.

Darstellung liegt eine bildliche, allegorische und symbolische Bedeutung zu Grunde [1]). Romantik und Naturphilosophie also haben in Görres die Fähigkeit geweckt, jede sinnfällige Erscheinung des Lebens und der Kunst anders geschaut wiederzugeben und alle vereinzelten Kräfte zu einer höheren Einheit zurückzuführen.

Doch genug hier davon. Diese Vorrede hat noch die Pflicht des Dankes zu erfüllen. Er gebührt der Görres-Gesellschaft, die kurz vor dem bevorstehenden Jubiläumstage ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens die Herausgabe dieser litterarischen Kleinode ihres Meisters ins Werk gesetzt hat. Möge seine Stimme heute, in einer Zeit, die auf romantische Bestrebungen zurückgreift, nicht schwächer hallen, als in den Tagen der alten Romantik!

* * *

Die Aufsätze folgen in ursprünglichem Text. Nur offenbare Druckfehler sind stillschweigend verbessert und manche veralteten Schreibungen modernisiert; aber auch in der Orthographie ist alles bewahrt geblieben, was auf mundartliche Einflüsse zurückgeführt werden könnte. Anmerkungen des Originals sind mit einem *, solche des Herausgebers mit Ziffern bezeichnet.

Aus dem Jahre 1804.

Antik und modern [2]).

Der Charakter des Antiken ist Poesie, selbst in der Philosophie, der des Modernen Philosophie, selbst in der Poesie. Einfalt ist die Manifestation der inneren Harmonie einer Persönlichkeit, die ihren Mittelpunkt in einem poetischen Gemüthe hat und von dort aus mit Liebe die Schönheit sich aneignet; heitere Ruhe ist der Ausdruck einer reichen Natur, die ihr Inneres wie einen melodischen Gesang, ihr Aeußeres wie ein vollendetes Bildnerwerk zum Ebenmaße geregelt hat, und außer dem Gebiete der Töne und der Formen in der kalten, fernen Weite nichts mehr sucht und nichts mehr will. Einfalt und stille Ruhe sind daher das innerste Wesen und die Physionomie des Antiken. Nicht so eine Persönlichkeit, deren Schwerpunkt im Geiste liegt: der Geist strebt nach Allheit, wie das Gemüth von individueller Einheit sich gezogen

[1]) H. Petrich, Drei Kapitel vom romantischen Stil. Leipzig 1878, S. 28.

[2]) Aurora 1804, Nr. 71. Man vergleiche das oben in der Einleitung über Görres' Verhältnis zur antiken Kunst Beigebrachte.

fühlt; in die innerſte Tiefe will er dringen, die Unendlichkeit ſtrebt er zu umfangen, ferne Sterne winken ihm hinauf in den Aether aus dem Dunſtkreiſe weg, wo die Töne um ihn klingen, und die Farbenlichter ſpielen, und dieſe Sterne, dieſe Ideale, ſie haben keine Paralaxe, ein Menſchenleben geht vorüber wie ein Umlauf um die Sonne, und um nichts näher rücken die winkenden Lichtpunkte, die myſtiſchen Geſtalten aus der Ferne. Vielſeitige Mannigfaltigkeit bezeichnet daher die Zeit, in der dieſe Verrückung erfolgt, fern wird ihr jene milde Einfalt ſein, ſeltſame Verworrenheit, ſchneidende Contraſte, bizarre Verrenkungen werden an ihre Stelle treten; jene heitere Ruhe der Alten iſt ihr fern entrückt; ungeſtüme Kraftergüſſe, wildes Gegeneinandertreiben entgegengeſetzter Tendenzen wird ſie bezeichnen; eine Kraft um die andere wird die Oberherrſchaft uſurpiren und wieder unter der Gegenwirkung aller anderen erliegen. Und dieſe Zeit, es iſt unſere Zeit, dieſer Charakter, es iſt der Charakter des Modernen! Wie in der Geſchichte der Erde die Periode der Bildung der Urgebirge zu der der Flötzgebirge ſich verhält, ſo die alte Zeit zur neuen Zeit; dieſe durch und durch kompacten und homogenen, durch eine ruhige Cryſtalliſation gebildeten Granitgebirge, dieſes Rieſenvolk, das, um die Erde gelagert, mit ſeinen Armen ſie umfaßt und zuſammenhält und alle ſpäteren Formationen trägt und entſtehen ſah, iſt es nicht das Bild des Alterthums, wo auch alle Kraft, im engen Kreiſe zuſammengehalten, einfache aber coloſſale Bildungen ſchuf? Die Flötzzeit hingegen mit ihrer ganzen Mannigfaltigkeit von Formationen, in die eine freier wirkſame aber dafür weniger intenſive Kraft ſich ergoß, mit ihren Foſſilienlagern und Conchylienbänken, in denen die Producte des indiſchen Himmels friedlich mit den Erzeugniſſen des Nordens und den wunderbaren Ausgeburten einer ſeltſam ſpielenden Phantaſie in derſelben Catacombe ruhen, zeigt ſie nicht unſer Jahrhundert mit allem ſeinem wilden Leben und Treiben gleichſam verſteinert und geſtanden [1]) unſerem äußeren Sinne? Aber die Vergangenheit iſt vorübergezogen [2]), und die Gegenwart wird vorüberziehen, und die Natur und der Geiſt wirken unaufhaltſam fort; was wir leiſten und was die Alten geleiſtet haben, wird von den Fluten der ewigen Zeit bedeckt, und erſt auf den Trümmern der mißlungenen Verſuche, die Geiſt und Natur nicht behaupten können, erſt wenn die

---

[1]) „Geſtanden" = „ſtehend, feſt geworden".

[2]) Aehnliche Gedanken wie im Folgenden hatte Wilhelm Schlegel in ſeinen Berliner Vorleſungen vorgetragen. (Vgl. Fr. Schlegels Zeitſchrift „Europa" 1803, II, S. 85. A. W. Schlegels Vorleſungen über ſchöne Litteratur und Kunſt [Deutſche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken, herausgegeben von Bernhard Seuffert XVIII] II, 86.)

Kräfte durch das Unendliche zum Ebenmaße gekommen sind, erst dann kann die wahre organische Schöpfung beginnen. Unsere Litteratur wird der Nachwelt unter ihrem Schutte eine wundersame Erscheinung sein, mühsam wird sie die Gebeine unserer Mammouths zusammensetzen, und umsonst nach dem Originale in der Reihe der gleichzeitigen, harmonischen Prodductionen sich umsehen, aber sie wird überall die heilige Kraft achten und ehren, die selbst durch das Vergängliche ihre Ewigkeit bewährt.

Jean Paul [1]).

Sie sprechen so viel und so oft von der Weichheit Jean Pauls und haben gar so viel an seinen zarten Gestalten zu tadeln; warum tadeln sie nicht die Luft, daß sie gar so expansibel ist und sich nicht zu Quadern behauen läßt? Warum rufen sie dem Aether nicht zu: Werde Stein, damit wir dich betasten und begreifen können! Muß denn alles wägbar auf dieser Centnerwaage sein, und gibts denn keine höheren Regionen als die der ästhetischen Chemie, wo nur die ponderablen Stoffe gelten und Verwandtschaften und Scheidungen nach Maß und Gewicht sich messen lassen? Aber der Thränenreichthum! — Kennt ihr nicht das wahre Medium der Poesie, die Schwermuth, die wie ein Frühlingsmorgennebel die Phantasie umhüllt und ihre Zaubergesichte reflectirt? Die Thräne ist der Thautropfen, der sich ans Auge hängt, wenn der Nebel fällt, wie das trübe Lächeln sein Aufsteigen in höhere Regionen bedeutet. Wollt ihr diese Nebel nicht, wohl, so siedelt euch auf den Alpengipfeln des abstracten Wissens an, da steht ihr erhaben über ihnen, und seht sie unter euch tief im Thale ziehen. Schmelzt diese transparente Liane [2]), wie sie zerflossen in ihrem milden Dufte schwebt, mit dem starren, bereiften Vließritter [3]), in dem Erfahrung und Lebensklugheit erkältend alles Duftige rein niedergeschlagen haben, schmelzt diese beiden Gegensätze zusammen, und ihr bekommt Menschen, wie sie auf allen Straßen herumlaufen, treffliche Ziffern für den Cameralisten, aber für den Dichter leere Nullen. — Seine Figuren sollen soviel Familienähnlichkeit [4]) haben. — Aber was ist's denn, das dem Dichter seine Individualität fixirt, und seinen Werken das eigenthümliche Gepräge gibt? Es ist das Grundprincip, nach dem seine Natur

[1]) Nummer des Vorigen.

[2]) Weibliche Hauptfigur aus Jean Pauls 1800—1803 erschienenem Roman „Titan".

[3]) Don Gaspard, Albano de Zesaros Vater, im „Titan".

[4]) Der ganze Artikel polemisiert gegen Friedrich Schlegel, der in einem Fragmente des romantischen Parteiorgans „Athenäum" über Jean Paul gesprochen hatte (Fr. Schlegels Jugendschriften, herausgegeben von Minor, II, 279—81).

sich gestaltet hat, das ihn in allen seinen Productionen beherrscht, und das da, wo er wirklich dichtet, nicht blos aus der Umgebung auffaßt, in ihm dichtet, und in der Begeisterung des Genies in ihm sich offenbart. Die Unendlichkeit der Persönlichkeit liegt nur in der Unendlichkeit der Richtungen, in die sie von dem einen fixen Punkte aus sich ergießen kann; nur das ganze Geschlecht umschließt in der Unendlichkeit der Tendenzen auch die der Individualitäten, und ist wahrhaft universal. Man sehe doch die Bilder der Maler aller Schulen; in ihren individuellsten Schöpfungen, da, wo gleichsam ihr Innerstes nach außen hin getreten ist und ihre ganze Seele sich ausgesprochen hat, da ist auch das Heiligthum ihrer Kunst, der Centralpunkt ihrer selbstgeschaffenen Welt, und um diesen Punkt ordnen sich alle anderen Gestalten, die weniger Theil an dem Wesen ihres Schöpfers nehmen und gleichsam die äußeren Extremitäten des organischen Kunstkörpers vorstellen, alle aber von einem und demselben Princip beherrscht und gehalten werden. Auch Raphaels eigenes Bild hat Familienähnlichkeit mit seiner Madonna della sedia. — Und nun endlich Jean Pauls Frauen! Es ist seltsam, daß man für die schönen Gestalten der Poesie dem subjectiven Urtheile eine Allgemeingiltigkeit geben will, die man für die Schönheit, wenn sie uns in der Wirklichkeit begegnet, sich nicht beikommen läßt! Man findet ein schönes Weib nimmer darum unliebenswürdig und mißlungen, weil man sie nicht eben liebt; man erkennt, daß die Schönheit über die Liebe erhaben ist und über unserem persönlichen Localaffect unabhängig steht, und in der Dichtung soll sie sich unserer persönlichen Anordnung unterordnen?

Jean Pauls Weiber mögen nicht zu Hausfrauen ihrer Tadler taugen; allein keine hat ja noch um ihre Hand angehalten, und wo diese Gestalten ins Leben träten, und diese Kunstrichter würden ihnen vorgeführt, manche unter ihnen möchten sich glücklich schätzen, daß der Dichter jene mit zu vieler Weichheit ausgestaltet, als daß sie bitteren Tadel über flache Unbedeutenheit oder übergroße Selbstgenügsamkeit laut werden lassen sollten. Diese zutäppischen, linkischen, superklugen, über die Maßen verständigen Mannweiber, die soviel Rumor in der deutschen Literatur machen; diese Leerheit und Lebensarmuth, diese falsche Zartheit, die nichts als Verschliffenheit und Gepräglosigkeit ist; diese steife Grazie, an der man bei jeder Bewegung die Gelenke knarren hört; diese totale Liebloſigkeit, die eine gelehrte, abstracte, lateinische Liebe affectirt; dieses gänzliche Verstummen der inneren Musik des Gemüthes, das dafür mit Ziffern spielt; alle diese Preßhaftigkeiten der aufgedunsenen schlaffen Zeit, die werdet ihr doch nicht als die Attribute des Ideals der Weiblichkeit uns anpreisen wollen? Das Weib, wie es

sein soll, mag sich mit ihnen schleppen, und es wird, wenn es Todes verfährt, treffliche und instructive Präparate für die Pathologie der Anmuth liefern.

Es giebt eine weibliche Energie, und die ist trefflich und lebendig in der Romeiro dargestellt[1]); warum soll der Gegensatz dieser Energie, die reine Receptivität, außer dem Gebiete der Dichtung liegen, da sie doch den eigentlichen und wahren Charakter der Weiblichkeit ausmacht. In Lianen hat der Dichter diesen Gegensatz uns dargestellt, die Weiblichkeit schwebt in dem zarten Gebilde unmittelbar am Uebergange in Asthenie, kaum daß sie daher nur so lange im Streite mit der Umgebung sich behauptet, als dem Bildner Noth thut, ihre Umrisse aufzufassen, und sie welkt schon dahin. In Lianen hat die Poesie eine Gestalt gewonnen, die die Malerei noch nicht aufzuweisen hat, einzig würdig, zu den Füßen der Madonna zu knieen und in den in das Gefühl der Mütterlichkeit versunkenen Augen sich zu spiegeln. Freilich die, welche Blüthen nur um des Obstes willen mögen, die werden auch Lianen für ihre Spaliere unbrauchbar finden; aber ihnen wäre auch anzurathen, die Rosen in ihren Gemüßgärten auszureißen und Hagebutten an die Stelle hinzupflanzen. Es ist sonderbar, dem Dichter Resignation auf das Urtheil des Haufens anzurathen; was er von dem Haufen denkt, hat er vernehmlich genug durch das Organ des Luftschiffers im komischen Anhange ausgesprochen, aber ein früheres Urtheil, was so manchen Tadler lenkt, mehr als er sich selber gestehen mag, darauf wäre ihnen wohl eher Resignation anzurathen. Was das zusammengehaltene Genie, das mit Gewalt sich eine Sphäre für seine Wirksamkeit zu schaffen sucht, als Paradoxie hinwirft, um die Opposition aufzureizen; was vielleicht gar der reine Muthwille geboren hat, der gaukelnd dem rohen Haufen nachäfft, wie er mit plumpen Fäusten in die zarten Gestalten des Dichters greift und mit ihnen platte Späße treibt, das wird für baren Ernst genommen und nach Gebühr bespöttelt, und man sucht es sobald als möglich zu vergessen; aber es hat im Gedächtnisse gewurzelt, und ehe man sichs versieht, kehrt es als Reminiscenz zurück und wird nun wie eine Giftpflanze, die durch die Cultur ihre giftigen Eigenschaften verloren hat, gepflegt und mit aller Achtung aufgenommen.

Warum doch so wenige Stimmen für Jean Paul sich erheben und überhaupt nur ein wüstes Getöne, eine unförmliche Sage von seiner Genialität im Lande umgeht? Man hat ihm den Geschmack rein abgesprochen und man könnte in der schlechten Gesellschaft den seinigen compromittiren; außerdem kleidet das Weinerliche die Männlichkeit so

---

[1]) Im „Titan".

schlecht, und der Vorwurf der Empfindsamkeit ist kränkend für den Biedermann. Unter den Frauen ist Jean Pauls wahres und eigentliches Publicum, sie sind die Oberrichter in Sachen des Geschmacks, und sie müßten vor allem über ihn gehört werden, ehe die Männer ihre Fäuste auf die Wagschale legen. Aber wie sollten sie sich hineinwagen in dieses wilde Getümmel, sie würden in dem Strudel untergehen, und die würden sich ein Verdienst daraus machen, die ihnen wieder aus dem Tumulte heraushälfen und sie höflich nach Hause geleiteten. Jean Paul ist überhaupt ganz eigentlich der Repräsentant des Modernen. Dieses wilde Durcheinandertreiben von regellosen Kräften, diese seltsamen Curven, die sein Genius so oft statt jener einfachen Schlangenlinie beschreibt; diese wunderbare Phantasie, in der bald Zaubergestalten aus einer höheren Welt herabgeworfen spielen und die bald wie eine fata morgana die kleinsten Gegenstände unten auf der Erde reflectirt; dieser dichterische Sinn, der wie ein großer Fluß Welttheile durchströmt, und in seinem Laufe den Himmel und die Sterne und Alpen und Triften und Wälder und Herden, die am Ufer gehen, und Städte, die an ihm liegen, Erhabenheit und Schönheit und Häßlichkeit in seinem Spiegel widerstrahlt; dieser Reichthum an Stoff, der wogend übereinander treibt und den die bildende Kraft kaum zu beschwichtigen vermag; dieser Humor, der bald wie der Blitz die Flammensäule des explodirenden Vulcans umspielt, bald sie in Dampfwolken hüllt, das alles ist das Bild der Zeit, die Heldenzeit der Literatur; ihr verdammt sie und euch mit, die ihr darin befangen seid, wenn ihr ihn verdammt. Was die Zeit und ihn über sich selbst erhebt, ist die Tendenz nach organischer, lebendiger Universalität, in der das Wort Fleisch wird und das Fleisch Wort, die in beiden liegt, und dieses Streben soll jeder ehren und die Größe nur mit großem Maße messen.

Gegensätze der neueren Dichtung[1]).

Auch das Moderne ist schon wieder alt genug, daß sich in ihm Entzweiung zeigen könnte; es zerfällt in das modern Moderne und das antik Moderne. Die älteren, besseren Dichter, nicht die in Bier berauschten Prosaiker, nähern sich in ihrer einfachen Beschränkung, in dem besonnenen Ernste, dem Ebenmaße und der anspruchslosen Naivität mehr dem Antiken, nur daß sie das Gepräge des nordischen Himmels tragen und die Umgebungen in dem weichen Dufte, der stets ihr Gemüth umfängt, sich in mehr zerflossene Bilder brechen, während der Grieche die Bilder lieblich, aber scharf begrenzt, wie der Horizont seines Vater-

[1]) Dies wie die drei folgenden Stücke in Nr. 72 der „Aurora".

landes, wiedergibt. Die neueren Dichter sind ganz modern, der Tendenz nach südlicher, der Anlage nach nördlich, philosophisch, expansiv und dadurch mehr weltbürgerlich. Die Fehde, die zwischen den neuesten Gegensätzen [1]) der Art stattfindet, wird bis aufs Andenken daran erlöschen, wenn die Natur die Personen absorbirt und nur das Repräsentirte übrig bleibt. Ganz die nämliche Entzweiung und der nämliche Haß zeigte sich auch schon im Alterthume, z. B. zwischen der älteren, einfachen, kräftigen Musik, die der Staat in Schutz nahm, und der neueren, verzierten, weichen, geschliffenen, tändelnden, phantastischen, die der erhabene Ernst des Alters verschmähte und verdammte; zum Theil auch in der Philosophie zwischen den älteren Philosophen und den neueren Sophisten, die nichts als philosophische Demagogen waren.

Gott und Teufel in der deutschen Litteratur.

Die deutsche Litteratur hat gegenwärtig ihren Gott Vater und ihren Teufel [2]), nicht den von der echten Race, wie sie sagen, sondern einen entlaufenen, halb tugendsamen. Jeder neue Ankömmling, der sich dem Publicum präsentirt, fängt mit einer ehrerbietigen Verbeugung gegen den ersten an, schneidet dann dem Bösen eine Grimasse, spricht in dem Prologe einigermaßen schlimm von den Halbschlächtigen, die aus der Vermischung der Kinder Gottes mit den Kindern der Menschen hervorgegangen sind, läßt sich über manches vernehmen, über die Gemeinheit und Plattheit, über die hohe Poesie, und das nächste Mal dutzt er seine Collegen und nimmt mit vieler Würde Platz unter den Richtern und urtheilt alles ab, wie es ihm vorkommt, und handhabt eine prompte und strenge Justiz. Und das Publicum steht da mit entblößtem Haupte und horcht auf, was der schnackische Kerl auf seinen Brettern spricht, nur daß es ihm doch manches Mal etwas grob däucht; es muß in sich selber lachen, wenn es die Weihrauchfässer dampfen sieht; denn von dem, welchem sie dampfen, weiß es nicht viel mehr, als vom wahren Gotte, der schmählt, wenn es donnert, und von Zeit zu Zeit regnen läßt, um das Gemüße zu erquicken. Und wenn alles vorüber ist, dann läuft es doch dem Teufel nach und bettelt bei ihm, daß er den Tisch anbohrt und aufrichtigen Krätzer herauszapft, in dem es sich dann berauscht und besoffen heimtaumelt und zum Danke sich bei Frau und Kind über den Wirth aufhält und ihnen erzählt, wie der Pfiffkopf ihm das Bier ausgerufen habe.

---

[1]) Zwischen „klassisch“ und „romantisch“.

[2]) Gemeint sind wohl der von der Romantik verherrlichte Goethe und ihr wie sein Antipode Kotzebue, der Dramatiker und Herausgeber des „Freimütigen“.

Die, welche Mißfallen an diesem Baalsdienste haben, sollten doch bedenken, daß man den armen Teufel zum Theil selbst in die Verdammniß gerannt hat, wie mancher hoffnungsvolle Jüngling dumm geschlagen worden ist; und die anderen sollten überlegen, daß Theokratie freilich die einzige wahre, rechtliche Verfassung ist, daß aber zur sichtbaren Repräsentation des Regenten jeder Beruf hat, der das Urbild, das ihm eingepflanzt ist, nicht aus sich heraus exorcisirt hat und das höhere Licht, das in ihm strahlt, nicht ganz und gar mit seinen ökonomischen Gebäuden verbaut hat, daß also eine solche Verfassung zugleich die vollkommenste Monarchie und Demokratie ist. Aber das Publicum sollte vor allem bedenken, daß altkluges Vorübergehen an dem Trefflichen arge Herzlosigkeit ist, die als profan nimmer das heilige Gebiet der Kunst betreten sollte. Diese phantasielosen Menschen, sie können achtbar und ehrenwerth in ihrem Berufe sein, aber wenn sie durch ihre Menge imponirend das große Wort führen wollen, wenn sie von ihren Dächern herab die Unendlichkeit zu übersehen glauben, dann verdienen sie, daß die Geißel des Witzes sie treffe und ihnen ihre Beschränktheit zu Gemüthe führe. Die Phantasielosigkeit, wenn sie irgend einen Beruf zur Kunst hat, dann ist es der, sie, in Theorieen und Compendien eingeschlossen, zu bewachen vor dem Einbruche der Barbarei, wie die Eunuchen im Morgenlande die Schönheit in ihren Harems vor dem Einbruche der Sünde bewahren.

Vier Kaiserthümer des Geistes und der Wirklichkeit.

Vier Kaiserthümer zählt gegenwärtig Europa: im Orient herrscht der Großtürk, im Occident der römische Kaiser, im Norden der Czar und im Süden der neue republicanische Kaiser; somit sind die vier Weltgegenden, die man in die Philosophie eingeführt[1]) hat, auch in der Politik hergestellt. Dem Orient wird die Religion angehören; die hohe Pforte scheint den Kampf mit den Höllenpforten im Grunde noch am hitzigsten zu führen und die Ungläubigen mögen es noch am ehrlichsten mit dem Glauben meinen. Dem Süden wird die Moral zufallen, die dort am meisten cultivirt wird, wo zahlreiche Anbeter mit Herzensreinigkeit und Taubeneinfalt sie verehren; die Wissenschaft hat ihren

[1]) W. Schlegel hatte in seinen Berliner Vorlesungen die naturphilosophische Idee vorgetragen, daß Philosophie, Poesie, Religion, Sittlichkeit als die vier Weltgegenden des menschlichen Geistes anzusehen seien. Ihr Urheber war der Naturphilosoph Franz Baader durch seine Schrift: „Ueber das pythagoräische Quadrat in der Natur oder die vier Weltgegenden“ (Tübingen 1798). (Vgl. Europa v. Fr. Schlegel II, 26; W. Schlegels Vorlesungen, herausgegeben von Minor II, 47, 27—48, 12; Haym, Romant. Schule, S. 792 f.) Görres verteilt die vier geistigen Eigenschaften etwas anders als seine Vorgänger.

Dom in der Metropole des occidentalischen Reiches, und dem Norden wird in dieser wunderbaren Zeit die Kunst zufallen, und die Jahrhunderte wollen wieder zurückkehren, wo die Arecapalme an den Ufern des Baikals und des Oby wächst. Es ist ein magischer Ring, in den das Schicksal die Menschheit geschmiedet hat, und der Ring ist ein Gygesring, und das Schicksal trägt ihn und wird dadurch unsichtbar, und wirkt durch ihn in der Verborgenheit.

Friedrich Heinrich Jacobi.

In der Philosophie sind schon nach der Reihe in kurzen Zeiträumen viele Dynastien in der Souveränität einander gefolgt; zum Teufel hat sich noch kein recht taugliches Subject gefunden; seine Functionen versieht einstweilen der . . . . ische Empirism.[1]).

Deutsche und französische Litteratur[2]).

Deutschland und Frankreich verhalten sich in Hinsicht auf Literatur gegeneinander wie ein Bergland zu einem flachen, vom Meere angeschwemmten. In Deutschland sind Alpen auf Alpen gewälzt, über die Wolken erheben sich die Chimborasso's der Wissenschaft, ein Schneegewand umschlingt ihre Glieder, eine stets heitere Luft umfängt ihre Scheitel, tiefe Stille herrscht um sie her; nur der stolze Adler kämpft noch da mit dem Elemente, das ihn trägt, und unterbricht das allgemeine Schweigen. Frei ist daher die Aussicht in den unendlichen Aether, näher dem Ueberirdischen glänzen ihnen die Sterne in reinerem Lichte, ungehemmt von dem Dunste der Tiefe drängt der Blick in die Fernen der Schöpfung, und dem Geiste geht die Ewigkeit auf, und das Gefühl der Erhabenheit füllt und schwellt ihn. Abwärts umfaßt das Auge die ganze Unterwelt, in großen Massen tritt das Irdische zusammen, die Enackskinder der Natur, die Berge, liegen gelagert, wie die mächtige Mutter sie ordnete, und stellen in colossaler Schrift das große Gesetz dar, das sie beherrscht, und Wälder und Ströme und Meere und Wüsten und alle die kleinlichen Geschäfte der Menschen treten in ein enges Bild zusammen, wie die Gestalt des Weltenbeherrschers in dem geschnittenen Steine, und die todte Masse gebietet nicht länger mehr dem

[1]) Ich deute diesen Aphorismus auf Jacobi (1743—1819), dessen Philosophie zwar mit dem Ausdruck „Empirismus" nicht ganz treffend bezeichnet wird, der aber wegen seiner Systemlosigkeit und der Polemik gegen die philosophischen Größen seiner Zeit von Görres gemeint sein wird. Görres' Aeußerung von 1805 über Jacobi (Briefe II, 14) schließt die Deutung nicht aus.

[2]) Nr. 73. Ueber Görres' Verhältnis zum französischen Geist vgl. auch die Einleitung.

lebendigen Geiſte. Aber die Bewohner dieſer Gebirge ſind, wie alle Bergländer, ein kräftiger Menſchenſchlag, hochherzig, gaſtfrei, energiſch, raſch, unabhängigen Sinnes, ſtolz auf das Gefühl ihrer Freiheit und ihrer inneren Kraft, keinen Despotismus mögen ſie vertragen, und jeglicher Beſchränkung ſind ſie feind, dabei etwas unfreundlich, rauh und ungeſchlachtet, hochfahrend, trotzig und derb, zornmüthig, aufbrauſend, gewaltthätig, und daher unter ſich in beſtändiger Fehde begriffen, keck und die beſten Gemſenjäger.

Drunten in der Ebene hingegen, da wohnt ein ganz anderes Völkchen, das hat ſehr große Städte gebaut, und bunte Häuſer und Thürme, und von den Thürmen herunter ſieht es in die Unendlichkeit hinaus, und ſieht Meierhöfe, und Herden, und Saaten, und Forellenbäche, die über die Ebene hinrieſeln, und Alleen, und Landſtraßen, und ſo weit der Blick reicht, nichts als Himmel und Land, und zwiſchen beiden Nebel und Wolken, und was darüber ſteht, iſt nichts, und wer darnach verlangt, iſt nicht geſcheut. Und die Sterne ſind am Himmel verſchwunden, und der Aether iſt leer, die innere Welt iſt ausgeſtorben, die Ideen ſind verbleicht, und die Begriffe führen die Oeconomie, und gehen aus auf die Arbeit und nach Broderwerb. Und die Wiſſenſchaften wachſen wie die Bäume, und das beßte an ihnen iſt, was verſpeißt werden kann; die Philoſophie iſt der Giftbaum von Java, keiner nähere ſich ihm! und die Metaphyſik iſt die Schmarotzerpflanze auf dieſem Baume. Und die Kunſt wird in Küchengärten ſorgfältig cultiviert, Salat, Radieschen, Kopfkohl, Kohlrabi, Brocoli und Zwiebeln werden in Beete gepflanzt, fleißig gehackt und gejätet, Blumen werden hier und da an ſchattigen Stellen in Tripel [1]) geſteckt, und das heißt Gartenluſt und Poeſie; und um alles läuft eine dreifache Verzäunung herum, die Sprache, die Autorität und das Herkommen, und die Schriftgelehrten ſtehen an der Thüre und paſſen dem verdächtigen Geſindel auf. Und die Menſchen im Lande ſind flach wie die Gegend, ſie dünken ſich groß, weil ſie größer ſind als alles, ihre eigenen Gehäuſe ausgenommen, und ſie ſprechen über jedes Ding, weil ſie jedes kennen. Sie ſind übrigens keine Ueberflieger, geſchliffen, gehorſam gegen die Obrigkeit, wenn ſie nicht beſoffen ſind, nach Tiefe fragen ſie wenig, nach Breite deſto mehr, nach den Bergen ſchielen ſie ſcheu, wenn ſie nur nicht gar ſo mühſam zu erſteigen wären. Aber die auf dem Berge wiſſen, warum die Ebene da iſt, und ſchätzen, was ſchätzbar iſt; die aber auf der Ebene begreifen die Berge nimmer, die Erde ſollte, meinen ſie, eine glatt abgetretene Kugel ſein.

[1]) Der „Tripel“ eine feine (gelbe) Erde. Sie ſoll ihren Namen von der Stadt Tripolis haben, wo man ſie zuerſt gefunden (vgl. Adelungs Wörterbuch 4, 684).

Ueber den Chor in der Tragödie [1]).

Der Recenſent von Schillers Braut von Meſſina in der Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung nimmt den Chor für den Repräſentanten des Schickſals. Wie mag das Schickſal ſich repräſentiren laſſen? Welche Zufälligkeit wagt es, die wandelloſe Nothwendigkeit darzuſtellen? Wer mag ſich zum Stellvertreter dieſer furchtbaren Macht aufwerfen, die allein und einſam herrſcht in der Geiſterleere, und jede Freiheit in ihre Feſſeln führt? Der Chor kann nichts, als die öffentliche Meinung repräſentiren, die Stimme des Volkes ſpricht ſich in ihm aus, die alſo in ſich ſelbſt ſich entzweien, feindlich mit ſich ſelber hadern, und wieder ſich vereinigen kann, wie ſie die Leidenſchaft bewegt. Im Chor ſieht daher das Publicum ſeinen Urältervater auf den Brettern, zugleich mit den Thaten der Helden vernimmt es die Stimme der Reflexion, die aus dem Organe der Nation zu ihm hinübertönt, und in dieſer Hinſicht reinigt allerdings der Chor die Tragödie von dem Begriffe, und läßt nur die That zurück. Eben weil das Schickſal reines Thun, abſolutes Handeln von aller Idee entkleidet iſt, darum iſt es immer der wahre, unſichtbare Held von jeder Tragödie, dem alle anderen untergeordnet erſcheinen und nur die Würde ihrer Natur in dieſer Unterordnung zu bewahren haben; es iſt daher eben der directe Gegenſatz des Chores. Es iſt ein Problem, zu erklären, warum das Publicum dem Chore keinen Geſchmack abgewinnt und an ſich ſelber keinen Gefallen findet? Es wird ſonſt gut aufgenommen, wenn die Bühne ſich zum Niveau des Publicums hinunterſchraubt, und die Helden zum Chore werden, und das Publicum zum Helden ſich erhebt.

Klopſtocks Ebertode [2]).

Nichts Seelenvolleres hat Klopſtock je gedichtet, als die ewigſchöne Ode an Ebert [3]); ein unendlich warmes, kräftiges Gemüth ſchaut aus der Fülle ſeines Lebens hinaus in die Nacht der Zukunft, da wird es von einer furchtbaren Erſcheinung ergriffen und bis in ſeine innerſten Tiefen erſchüttert. Die Grabhügel der Freunde ſteigen auf in der Nacht, und dämmern durch die Finſterniß, verhüllte Geſtalten ziehen über ſie hin und rufen mit Geiſterſtimme ſchlafende Erinnerungen auf, Hügel auf Hügel wühlt ſich aus der Erde heraus, und bebend ſieht es ſie ſich langſam erheben und den Schatten winken; nun iſt auch der Hügel Ebert's geſtiegen, und zuletzt hat ſich auch die künftige Geliebte zum

[1]) Nr. 74. — [2]) In der gleichen Nummer mit dem Vorigen.

[3]) Ebert Klopſtocks Jugendgenoſſe (1723—95); die Ode entſtand 1748 (vgl. Franz Muncker, Klopſtock, S. 64).

Schlummer unter die Erde gelegt, und einsam ist nun der Trauernde allein auf der Erde. Da ergreift ihn unendlicher Schmerz, dunkel verliert sich sein Auge, seine ganze Seele weint den blassen Freunden entgegen, und innig bewegt klagt die gebrochene Stimme:

O, ihr Gräber der Todten! ihr Gräber meiner Entschlafenen!
Warum liegt ihr zerstreut?
Warum liegt ihr nicht in blühenden Thalen beisammen?
Oder in Hainen vereint?
Leitet den sterbenden Greis! Ich will mit bebendem Fuße
Gehn, auf jegliches Grab
Eine Cypresse pflanzen, die noch nicht schattenden Bäume
Für die Enkel erziehn.
Oft in der Nacht auf biegsamen Wipfeln die himmlische Bildung
Meiner Unsterblichen sehen;
Zitternd mein Haupt gen Himmel erheben, und weinen und sterben!
Grabet den Todten dann ein
Bei dem Grabe, bei dem er starb! Nimm dann, Verwesung!
Meine Thränen und mich!

Lese die Ode wer mag, und wiederhole mit fester Stimme: Klopstock war ein grammatischer Poet![1])

Kann man die Epoche des Mittelalters schon für geschlossen ansehen?[2])

Diese Frage läßt sich nicht anders, als durch historische Parallelen beantworten. Herr Meiners hat[3]) solche Vergleichungen angestellt und in drei dicken Bänden zu erweisen versucht, daß die neueren Zeiten hoch über die verflossenen Jahrhunderte hervorragen.

Ich halte es für nützlich, die Frage zu wiederholen, ob wir wirklich in Sitten, Meinungen und Kenntnissen so verbessert und gebildet sind, daß man annehmen kann, wir leben in einer anderen Epoche als die Zeitgenossen des sogenannten Mittelalters?

Wir müssen uns hierbei, um nicht Partei und Richter in einer Person zu sein, in unserer Einbildungskraft ein halbes oder ganzes Jahrtausend weiter vorwärts denken, und dann erst die Sache von allen Seiten betrachten.

---

[1]) Eine Behauptung Wilhelm Schlegels im „Athenäum" I, 2, S. 34.

[2]) Nr. 89; Ueberschrift des Originals. Vgl. die Einleitung und die ebendort citierte Schrift des Herausgebers über Görres S. 43 f.

[3]) Christoph Meiners (1747—1810), Professor in Göttingen; seine „Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen, der Gesetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wissenschaften und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unseres Jahrhunderts" war bereits 1793 f. erschienen.

Ungefähr so dürften wir Europäer des XVIII. und XIX. Jahrhunderts uns geschildert finden, wenn wir im Jahre 2440 wieder erwachen würden.

In jener Zeit, würde es heißen, fiel es den Europäern ein, sich plötzlich als eine ausgebildete und veredelte, oder wenigstens in der Vervollkommung schnell voraneilende Menschheit zu betrachten. Das Wort Mittelalter ward erfunden, um sonnenklar zu beweisen, daß die Zeiten der Barbarei längst verflossen seien. — Waren sie es auch wirklich?

Die Charakterschilderung, welche die modernen Europäer vom Mittelalter entwarfen, war im Wesentlichen folgende:

„Die Sitten waren im größten Verfalle. Unter den höheren Ständen herrschte Schwelgerei, Ueppigkeit, Weichlichkeit und Gewaltthätigkeit; unter den niedrigeren Feigheit, Trägheit und Ergötzungssüchtigkeit, Ehebruch, Concubinate, Raubsucht, Meuchelmord, Treulosigkeit und Völlerei waren gemeine Laster aller Stände, Geschlechter und Alter" *).

„Die Regierungen waren unsicher, willkürlich und grausam, die Fürsten unwissend und schwach, die Minister herrschsüchtig und raubbegierig, die Richter bestechlich, das Militär erpressend, die Polizei unwirksam" **).

„Unterscheidende Merkmale der Gerichtsverfassung und der Gesetze des Mittelalters waren Verschiedenheiten und Widersprüche der Rechte in einem und demselben Reiche, Gegensatz von Gerichtsbarkeit und Richterstühlen, Befreiungen und Privilegien von gewissen Ständen und politischen Körpern zum Schaden der übrigen Mitbürger; gerichtliche Beweise, bei welchen Unschuldige leicht unterdrückt und Schuldige leicht losgesprochen werden konnten; Strafen, die entweder durch ihre Gelindigkeit oder durch ihre Härte unzweckmäßig waren, und endlich Gesetze, wodurch Ehen und der Handel gestört oder erschwert, oder Fremdlinge und Unglückliche als Feinde behandelt wurden" ***).

„Handel und Gewerbe waren durch Zölle, Monopolien, Zünfte, Intoleranz, jüdischen Wucher und andere Hindernisse gehemmt" ****).

„Der Ackerbau litt durch den Druck der Grundherrlichkeit" †).

„In Nahrung und Kleidung herrschte der übertriebenste Luxus" ††).

---

*) Meiners historische Vergleichung des Mittelalters mit unserem Jahrhunderte. I. Bd., IV. Abschn., S. 89, 117.

**) Ebendas. V. Abschn., S. 401 ff.

***) Meiners historische Vergleichung des Mittelalters mit unserem Jahrhunderte. III. Bd., IV. Abschn., S. 551 ff.

****) Ebendas. II. Bd., VII. Abschn., S. 1 ff.

†) Ebendas. S. 72. ††) Ebendas. S. 87.

„Die Religion war zur Mythologie herabgesunken. Die Christen des Mittelalters hatten wie Heiden ihre Volksgötter, nämlich die Heiligen, die man sowohl in ihren Reliquien als in ihren Bildern anbetete. Man glaubte an blutende Hostien und weinende Bilder, man feierte die großen Feste der Religion durch die zügellosesten Ausschweifungen. Der Cölibat der Geistlichkeit, die Uebermacht des römischen Stuhls und der Clerisei überhaupt waren andere Lasten, unter welchen der Wohlstand der Völker erlag" *).

„Die Erziehungsanstalten wurden vernachlässigt, und die Volkslehrer waren roh oder verbildet. Die Einrichtung der Universitäten war mit unerträglichen Mißbräuchen verbunden" **).

„Die Wissenschaften wurden im allgemeinen wenig geschätzt und ganz schief bearbeitet. In der Philosophie herrschte Dunkelheit und Wortklauberei. Die alte Literatur ward vernachlässigt ***). Die Theologie erlag wie die Rechtsgelehrsamkeit unter der Last der Auslegungen. Dabei hatte jene noch mit Verketzerern, diese mit ausländischem Pedantismus zu kämpfen. Die Arzneikunde ruhte auf unsicheren Grundsätzen und ward durch die scholastische Philosophie verhunzt" ****).

„Die unsinnigsten Prophezeiungen fanden Glauben †). Wundermänner und Charlatane erhielten Anhänger und Ansehen usw. ††)."

So lautet die Schilderung, welche die modernen Europäer vom Mittelalter machten. Bedarf es eines anderen Beweises als eben dieser Schilderung, um darzuthun, daß sie selbst noch im Mittelalter lebten?

Vorzüglich eine Kunst war es, auf die sie sich vieles zu gute thaten, und die, wie sie glaubten, nur hellen Köpfen und Zeiten zugeschrieben werden konnte, nämlich ihre Politik.

Diese aber beweist eben am meisten, daß man damals noch mitten im Mittelalter steckte. Die Politik des Lasters gehört nur den barbarischen Jahrhunderten an, in welchen der Starke immer zu unterdrücken, der Schwache immer zu betrügen sucht. Wir finden diese Politik immer bei rohen Völkern auf den höchsten Grad getrieben. Diese kleinliche Bosheit, diese unselige Ausgeburt des Herkommens und der Schwäche beurkundet mehr als alle anderen Zeichen der Zeit die gänzliche Unfähigkeit, den Verstand zur Vernunft und das Gemüth zur Gerechtigkeit zu erheben. Mäßigung ist wahre Politik; Mäßigung aber ist nur ein Product wahrer Bildung, und diese war im XIX. Jahrhunderte noch nicht einheimisch in Europa.

*) Ebendas. VIII. Abschn.

) Ebendas. IX. Abschn., I. u. II. Absatz. — *) Ebendas. III. Absatz.

****) Ebendas. IV. Absatz. — †) Ebendas. III. Bd., S. 440.

††) Ebendas. S. 345.

Ueber das Technische am Kunstwerk [1]).

Es wäre eine vortreffliche Einrichtung im Lande, wenn taugliche Subjecte dazu abgerichtet würden, die Form und alles, was damit zusammenhängt, bei den ästhetischen Producten zu bestellen; mit einiger Geduld und Application müßte es einem Gelehrten von einigen Geistesgaben leicht fallen, dieses Amt mit Ehre zu verwalten, und ganz untadelige Arbeiten in dem Fache zu liefern.

Die sogenannten Genies müßten dann von Obrigkeits wegen dazu angehalten werden, wie Leute auf Gemeindeöfen oder Mühlen gebannt sind, daß sie ihren rohen Stoff hinbrächten auf die Landesmünze, und ihn dort gegen die Abgabe von etwas Billigem ausmünzen ließen in gute coursirende Scheidemünze. Es wäre dem Münzwardein auch wohl zuzulassen, einige Legirung von dem Seinigen hinzuzuthun, um die Münzen haltbarer zu machen und sie gegen das leichte Verschleißen zu schützen. Wo sich irgendwo im Hause bei einem Genie ein Stempel und dergleichen Geräthschaften zur Falschmünzerei vorfänden, da müßten sie durch die Polizei zerschlagen, und der Verbrecher müßte hart gestraft werden am Leibesleben oder an einer Gliedmaße, etwa durch Brandmarken und Landesverweisung. Dann wäre gar vielen Klagen abgeholfen, die die Leute in Zeitungen, Journalen und anderwärts gegen Fraudation und schlechte Façon in den Arbeiten der Genies führen, die ihr schönes, pures Gold so sündlich verschwenden, ihm ihre Fratzen aufprägen, die allenfalls noch gegen das beschauende Publicum spöttisch die Zungen herausstrecken, dann allerlei närrische Legenden darauf machen, gar keine Versetzung darin leiden, was sie doch mit gutem Gewissen könnten und damit nichts anderes bezwecken, als die gute haltbare Alltagskupfermünze ganz außer Cours zu bringen.

Nochmals der antike und moderne Stil.

Der antike Stil verhält sich zu denen der Neuern, wie das alte Gewand zum modernen. Wie ein reicher Faltenwurf die stark und kräftig und schön gebildeten Glieder umfängt und in gefälligen Schwingungen den Conturen der edlen Gestalt folgt, so umhüllt die reiche Draperie der Worte die kräftigen, starken und vollen Ideen der Alten, in großen Falten auf und nieder steigt die schöne Fülle, und durch sie blickt üppig und warm das innere Leben hervor, und das schöne Ebenmaß der Natur. Bei den Modernen sitzen Sprache und Gewand beide gleich knapp an, der Faltenwurf und mit ihm die stille, ruhige Würde sind verloren,

[1]) Nr. 94, wie auch die beiden folgenden Stücke.

und eine zierliche Eleganz ist an ihre Stelle getreten, die in leichtem Rhythmus sich fortbewegt.

Sophie Mereau [1]).

Eduard und Amanda von Sophie Mereau erscheint mir wie eine gefüllte Blume; wie hier die Befruchtungstheile auswachsen in farbenreiche Blumenblätter, so geht dort die Tiefe in eine gefällige Oberfläche auseinander, und ein buntes Farbengeäder läuft darauf hin und wieder. Ihre Novellen [2]) sind, was auch die unberufene Kritik sagen mag, von der spanischen Mutter gut ausgestaltet und von der Pflegerin wohl gehalten; die dritte aber trägt überall die Spuren eines nahen Geistes, der wie der electrische Funken an allem Metall hinunterläuft, und wo er auf eine Unterbrechung stößt, sich in ein glänzendes Funkenspiel ergießt.

Die Epochen in Goethes Werken [3]).

Wie die Horen in der äußeren Natur immer eilend und tanzend ihren Reigen schlingen, und auf und nieder schwebend die wechselnden Jahreszeiten vorüber führen, und die fliehende Zeit in die Gewinde ihrer mannigfaltigen Producte fesseln, so auch in der inneren Welt des Genie's, der Schönheit, des Wissens und der Kraft. Sie glauben wunder was Kluges zu sagen, wenn sie dem Genius vorrücken, die Zeit seiner Blüthe sei vorüber; die innere treibende Wärme sei verglüht; sie treten vor den Herbst und schelten ihn, daß er nicht Blüthen wie der Frühling treibt, und wenn dieser dann in der ganzen Fülle seines Reichthumes aus dem Süden über ihre nackten Felder heraufgezogen kommt, dann finden sie ihn verschwenderisch und über die Maßen üppig und gar nicht auf den Nutzen. So haben sie es mit Goethe, so mit Schiller, so mit Jean Paul gehalten. In Goethes Werken vor allen haben die Horen sich einen schönen Kranz gewunden, und der Cyclus in dem Gemüthe des Dichters hat sich lieblich in dem Kranze abgebildet. Eunomia hat Werthers Leiden hineingeflochten, da blüht der Frühling; ein warmer, reicher, üppiger Mai steht in dem dichtenden Gemüthe; ein heiterer,

---

[1]) Die zarte Dichterin Sophie Mereau, geb. Schubart, war Clemens Brentanos Gattin seit 1803 und starb 1806. Ihr Briefroman „Amanda und Eduard" erschien Frankfurt a. M. 1803 in zwei Bänden.

[2]) Spanische und italienische Novellen. Herausgegeben von Sophie Brentano. Penig 1804—1805. Sie sind neuerdings als eine Arbeit ihres Gatten erwiesen. (Vgl. R. Steig, Achim v. Arnim und Clemens Brentano, 1894, S. 158, 356); die Mitarbeiterschaft Brentanos erkannte auch schon Görres, wie aus seinen Schlußworten hervorgeht.

[3]) Nr. 96.

klarer Himmel ist in der Höhe ausgespannt, und in dem tiefen, unergründlichen Königsblau spiegelt sich die Unendlichkeit des Gefühls.

Mit dem Tasso ist der Sommer in seiner ganzen Gluth heraufgezogen, da leert Irene ihr reiches Füllhorn, da culminirt des Dichters Kraft, und indem Antonios kalte Klarheit hineinschaut in die warme Dunstwelt des poetischen Gemüthes, wird der Luftkreis schwül und drückend und beengend, schwere Gewölke ziehen auf am Horizont, umsonst sucht eine zarte weibliche Seele den Kampf durch Liebreiz zu beschwichtigen; der Sturm naht, die Gewitter schlagen, und die phantastischen Formen werden zerrissen und wie ein Hagelschlag auf die Erde herabgestürzt. Durch Hermann und Dorothea neigt sich der Sommer, die natürliche Tochter hat uns Dirce gespendet, mit ihr beginnt der Herbst und öffnet uns die Aussicht auf eine reiche Lese wohlgereifter Früchte. Aber durch den ganzen Cyclus laufen, wie warme italienische Tage, voll heiteren Sonnenscheins, von jenem milden violetten Dufte empfangen, diese unendlich gemüthlichen, lieben Lieder, die wie antike geschnittene Steine in reiner, holder Einfalt uns anlachen, und um und um vollendet in ihren zarten, lieblichen Conturen schweben und sich tief in unserer Seele einwohnen, um nimmer wieder von dort zu weichen.

Und Wilhelm Meister! — Das sind nebelichte Regentage hier und dort ins Jahr geworfen, eine dichte Wolkendecke hält den Himmel da umzogen, es ist frostig und schaurig, kalte, feuchte Winde wehen, nur hier und da zerreißt die graue Decke, und es ist, als ob die Sonne Wasser zöge, und da wandeln Gestalten, in sich zusammengedrückt, laut- und tonlos; ihr Athem legt sich oft wie Reif an die Haare an. Dieser Sarno, dieser kalte, stolze, eingebildete Begriff, mit der Miene eines Seelenverkäufers; dieser Lothario, der die Welt für einen großen Pachthof hält, und wohl gern als ihr Verwalter sie regieren möchte; dieser Abbé, Serlo, Melina, und wie sie alle weiter heißen; es ist die Welt, aber die Schattenwelt im Hades, wo die Helden traurig und verdrüßlich gegen einander sich bewegen und heißhungrig herauf eilen und sich um die Grube stellen, in die das Blut des geschlachteten Opferthieres zusammenfließt und gierig das fließende schlürfen. Und die Frauen! Da mögen die, denen Jean Pauls Gestalten zu zart zum Greifen sind, sich ihre Weiber wählen. Therese wird ihnen ihr Holz schön und gleich gespalten zurechtlegen, ihr Hauswesen wird sie trefflich ordnen, daß sie Zeit haben zu recensiren, und ihren übrigen Geschäften nachzugehen; mit Thränen wird sie ihren Gatten nicht belästigen, wenn anders die Warze im Auge es erlaubt. Wollen sie aber erfahren, wie sich's mit einer Französin hausen läßt, dann mögen sie mit Philine mit herauf ins alte Schloß einziehen und nur Sorge tragen, daß sie das liebe Ge-

schöpf nicht am dritten Tage durch Langeweile tödten. Und die arme Mignon — unbarmherzig hat der Dichter aus ihrem warmen Vaterlande sie gerissen und unter diesen kalten Himmel hingeworfen, wo ihr immer schauert, und der kalte Frost die zarte Blüthe drückt, daß sie am Ende gar erfrieren muß. Aengstlich wie Mignon Meistern, frag' ich den Roman: Geht's nach Norden oder Süden? Und immer geht's nach Norden, immer tiefer in den Winter, und ich bliebe wie sie zurück, wenn die Kunst der Darstellung mich nicht fesselte, und ich die Universalität nicht ehrte, die auch im Bilden des Gehässigen, vom höheren Impuls getrieben, sich gefällt.

Wenn ich die Apotheose des Dichters bilden sollte, dann würde ich ihn malen, wie seine größeren Schöpfungen: Werther, Iphigenie, Egmont, Eugenie, Tasso, als hohe Genien, jeder in seinem eigenthümlichen Charakter, ihn schwebend tragen; rings umher müßten die Lieder, die Epigramme und die Elegien wie blonde Engelsköpfe mit Flügeln, schön und naiv, wie Dominichino sie malt, ihn umflattern und durch die Wolken schalkhaft blicken; vor ihm her müßte Mignon im Flügelkleide emsig von Wolke zu Wolke klettern und dem geliebten Meister die Bahn nach den höheren Regionen zeigen; und unten an der Erde müßten staunend und vor ihrem Schöpfer niedergeworfen die Sarnos, die Lotharios, Melinas Gesellschaft, der Graf und der Baron und der Pedant am Boden liegen, und die Xenien müßten, wie Schwärmer unter dem Volke, hin und wieder fahren und sie verdrüßlich in ihrem andächtigen Enthusiasmus stören; aber ganz nach unten stände Mephistopheles im rothen Rocke und äffte spöttisch die ganze Scene mit der Zauberlaterne in stinkendem Qualme nach.

Die Antiken zu Paris [1]).

Ich habe die Antiken in Paris gesehen: Da standen die armen nackten Mädchen, ein schneidender Nordwind wehte kalten Schnee gegen ihren Busen, in allen Beugungen der Gelenke lag er aufgehäuft; eine

---

[1]) Nummer des Vorigen, vgl. Einleitung. Dasselbe Thema haben in Gedichten behandelt: 1798 A. W. Schlegel (Sämmtliche Werke, herausgeg. von Böcking, I, 61), und 1803 Schiller (Goedekes Ausgabe XI, 330). Schillers Verse mögen hier zum Vergleiche folgen:

„Was der Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen nach der Seine Strand,
Und in prangenden Museen
Zeig' er seine Siegstrophäen
Dem erstaunten Vaterland!
Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen
In des Lebens frischen Reihn.
Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen,
Dem Vandalen sind sie Stein."

unfreundliche, frostige, dunstvolle Luft umfing barbarisch roh den zarten Leib und preßte sie zusammen. Ich begriff die Gutherzigkeit nicht, mit der sie immerfort in die feuchten Nebel blickten, und den inneren Reichthum nicht, der bei dem Bettel der Elemente rund umher nicht verarmte und in dem unverrückten Ebenmaße, verklärt durch die Dunstkappe, strahlte. Die Urbilder sind etwas zärtlicher versorgt, man hat sie in Orangerien eingesetzt; dort im Winterhause bekommen sie spärlich 15 Grad Réaumur zugemessen, die sie glücklicher Weise wenigstens nicht in Steinkohlenqualm verzehren dürfen. Schönere Zeiten, einen schöneren Himmel habt ihr gesehen, göttliche Gestalten! Schmerzlich vermißt ihr die Pignen und Cypressen des südlichen Himmels, die lauen Lüfte, den reinen, ewig heiteren Aether, die weiche, milde Atmosphäre und die schöne, warme Ferne; aber noch schmerzlicher mißt sie der Beschauer. Unter jener Umgebung können diese Gebilde sich entwickeln, sie sind Kinder dieser Erde, und die Erde nimmt sie freundlich auf und läßt sie zu den anderen Kindern gehen. Aber wenn der rauhe Nord gewaltsam ihrer Heimath sie entführt und sie einsperrt in seine Käfige und sie zur Schau stellt wie fremde Thiere, tropische Vögel und andere Naturalien, dann müssen die Armen sich vertrauern, und das Heimweh nach dem besseren Vaterlande muß sie verzehren.

Diese unheilige Menge, die die Langeweile in ihrem breiten Strome an ihnen vorüberwälzt, den Blick, mit dem diese sie gaffend mißt, den mögen sie nicht dulden, sie möchten die Göttinnen heirathen, wenn sie nur etwas Sentiment äußern wollten und etwas weniger derb und nachgiebiger von Fleisch würden; und die Götter möchten schon zu Staatsämtern taugen, wenn sie den hohen Stolz verleugneten, und den ungeschmeidigen Nacken beugten. Sie haben wohl öfter wiederholt, ihre Einfalt sähe wie Dummheit aus, das schöne Ebenmaß wie Characterlosigkeit; ihre stille Ruhe wie Trägheit; aber sie haben Scheu getragen vor dem Gerüchte, das umging von ihrer Vortrefflichkeit; bald werden sie den Märchenglauben von sich schütteln, und sagen, wie sie es in ihrer Seele denken. Nur vor dem Apoll von Belvedere werden sie nie die innere Scheu verlieren, so lange er mit dem hohen Götterstolze auf die Gemeinheit niederblickt, mit dem einzigen Blicke, mit dem die Unsterblichen ins Irdische schauen müssen, und der sie verwirrt und stumm zu seinen Füßen niederstreckt. Ihn werden sie nicht ins Angesicht zu schmähen wagen, wie feige Sclaven werden ihre Kindeskinder noch vor ihm knieen.

Es gibt zwei entgegengesetzte Tendenzen in allem Treiben der Menschen; eine aufwärts gegen das Göttliche hin, wo das Licht quillt

und die Wärme niederſtrahlt und der hohe Aether ſich wölbt, wo die Unſterblichen auf goldenen Stühlen ſitzen und die Ideen wohnen. Die andere geht abwärts ins Schattenreich, wo Gnomen hauſen, Berggeiſter ihre Schätze hüten, Saaten keimen und das Leben durch die Wurzel Nahrung pumpt. In Frankreich iſt die letztere ganz eigentlich zu Hauſe, die Wiſſenſchaft ſchlägt dort um in Empirie, die Kunſt in Mode, die Sittlichkeit, die Liebe in Galanterie; der ganze Menſch arbeitet ſich in die Tiefe, wo das Gold liegt und das Silber und alles was auf Erden ſchätzbar iſt. Da herrſchen gewiß und wahrhaftig die zwei Gravitationsprinzipien, Hunger und Zeugungstrieb, die man uns jüngſt als allgemeine Tendenzen der Menſchheit aufſchwatzen wollte. Die Revolution war ein Verſuch, die Tendenz umzukehren, da meinten die Leute, das ſollte heißen, daß ſie von nun an auf den Köpfen ſtehen und die Beine in die Luft recken ſollten und kehrten ſich wirklich gutherzig genug um, fanden aber die Stellung bald ſehr widerſinnig und ihrer Natur gar nicht angemeſſen; das Blut ſtieg ihnen in den Kopf, ſie fingen an gräulich zu fabeln und allerhand närriſches Zeug zu treiben; nach und nach aber ſenkten ſich die Beine aus dem Perpendikel, bis ſie auf einmal umſchlugen und ſich wieder auf die Füße ſetzten, und nun gratuliren ſie ſich wechſelſeitig zu der neuen Zeit und dem feſten Etabliſſement und ſehen wieder abwärts auf die Erde und ſuchen wieder ihr Futter unter den anderen Tieren des Feldes, und werden feiſt und wohlbeleibt, da ſie bei der verkehrten Stellung ordentlich abgemagert waren. Und der Herr oben ſah, daß alles ſehr gut war, und das iſt auch gut; aber was ſollen da die Götter und die himmliſchen Geſtalten? Sie ſtehen da wie die Sterne am Himmel und blinken ruhig und ſtill, aber auf Witterung, Regen und Sonnenſchein, Aderlaſſen und Schröpfen haben ſie weiter keinen Einfluß; es ſind wunderbare Ausländer aus einem fernen Lande, wo man nicht ißt noch trinkt, und ſpöttiſch gehen die Köche an den Verſchnittenen ihrer Kunſt vorüber und freuen ſich ihres Gaumens. So lange die Tendenz der Nation nicht durch und durch ſich ändert, und wie kann ſie das, da die Revolution, die ſie in allen ihren Elementen auseinanderriß, dies nicht vermochte, bleiben die griechiſchen Geſtalten nichts als Möbelſtücke zur Verzierung der ſtolzen Hauptſtadt; der Erwerb wirft ſich gierig über ſie und kratzt die ſchönen Formen ab, um ſich die ſchmutzigen Hände mit dem Staube zu vergolden; aber zornig verſchließen dafür auch die Götter ſich in ihren Stein und mögen nicht ins Leben treten, und unter dem armſeligen Geſchlechte wandeln.

Drei Revolutionen [1]).

Drei große Revolutionen sind sich in unseren Tagen begegnet, eins in ihren Principien, unabhängig von einander, und doch immer parallel in ihrem Gange, höchst verschieden in ihren Resultaten.

Die Philosophie, die rasche, königliche, herrliche Jungfrau, wie sie unter den Griechen wandelte, das Haupt über den Sternen des Himmels, die Sandalen nur im Staube der Erde, war, vom Geiste Gottes verlassen, alt und gebrechlich geworden, und in sich selber zusammengeschrumpft, und verführte eitel kindisches Geschwätz, und wankte gebückt am Stabe einher, das Haupt gegen die Erde gesenkt und scharrte immer mit der Krücke im Sande herum, und schien unablässig etwas Verlorenes im Kothe zu suchen, das sie in ihrer Jugend besessen hatte, und von dem noch eine dunkle Erinnerung ihr vorschwebte. Da schlug die Stunde ihrer Verjüngung, der Feuergeist der Zeit kam über sie, und spaltete ihr rückwärts den Schädel, und aus der Oeffnung stieg eine geharnischte Kriegsgöttin, eine neue Philosophie hervor, und die alte lag wie eine abgestreifte Chrysalidenhülle am Boden, und in ihrer Glorie stand sie da, die kriegerische Jungfrau, und alles Volk drängte sich staunend um sie her, und freuete sich der göttlichen Erscheinung. Aber nicht lange stand das hohe Meteor, die glänzende Lichtgestalt nahm zu, und ward immer größer und größer und stieg aufwärts in den Himmel und abwärts in die Tiefe der Erde und zerfloß in einen lichten Schimmer, und die da standen, um das Wunder zu schauen, waren in dem Schimmer und wußten es nicht, und sie fragten sich untereinander nach der verschwundenen Jungfrau, und ahndeten nicht, daß sie umfangen waren von ihrer Göttlichkeit und versunken in ihr, denn sie wollten immer etwas haben, das sie betasten könnten, und sie hielten den Schimmer am Himmel für Seebrand, und fürchteten sich, er bedeute Blut, und Mord und Krieg, oder wenigstens Wind. Und die Haufen zerstreuten sich und gingen murrend nach Hause, und hätten gern ihr Einleggeld wiedergehabt; und die Gelehrten trugen die Erscheinung ein in ihre meteorologischen Tabellen, unter der Rubrik ignis fatuus, und meinten, damit sei alles gethan; die Pfiffigen aber nahmen die zurückgelassene Puppe vom Boden auf, und balgten sie aus, und setzten ihr gläserne Augen ein, und kleideten sie so gut sie es vermochten, und machten, daß sie mit dem Kopfe nickte und mit dem Fuße scharrte, und sie gaben dann in ihrem Namen Orakel den Pilgrimen, die sich um ihre Haus-

---

[1]) Nr. 117. Ich verweise auf die Einleitung. Es werden hier allegorisch parallelisiert: Die Kantische Philosophie, die Romantik und die französische Revolution.

haltungsgeschäfte bei ihr befragten und sammelten die Opferpfennige ein. Aber die Jungfrau ist wiedergeboren [1]), das Göttliche hat seine Hülle verlassen.

Die Nacht theilt das Gewölk mit schnellen Drachen;
Auch schimmert schon Auroras Herold dort,
Und seine Nähe scheucht irre Geister fort
Zum Todtenacker. — — — — — — —
Aus Angst, der Tag möcht' ihre Schande sehn,
Verbannt vom Lichte sie ihr eigner Wille,
Und ihnen dient die Nacht zur ew'gen Hülle.

Shakespeare.

Aber Geister anderer Regionen warten, bis aus den Pforten des Aufganges das Lichtgestirn vollends hervortritt, und die Nebel gefallen sind, und die Gespenster geflohen, um dann ihre Opfer zu bringen, und ihr Tagewerk zu beginnen.

Die Poesie war auch mit den Menschen herauf nach Norden gewandert, und hatte sich dort häuslich niedergelassen, und seit lange schon ein artiges bürgerliches Gewerbe getrieben, und hatte sich dabei ehrlich und redlich genährt, und schon wirklich sich ein kleines Gärtchen erschwungen, in dem sie von Zeit zu Zeit die schöne Natur genoß, und die gesunde Landluft athmete. Da wanderten excentrische Menschen, fremde Zauberer ins Land, die sich wohl auch früher von Zeit zu Zeit hatten blicken lassen, aber niemals sehr geachtet worden waren. Aber jetzt waren ihrer viele, und die waren keck und unternehmend, und zogen ihre Kreise und sprachen ihre Formeln, allerhand unverständliche Worte [2]), und es entstand eine große Confusion. Alte Marmorbilder stiegen von ihren Gestellen herunter und wandelten nackt durch die Straßen; wunderliche Träume der Mitternacht [3]), in denen Himmel und Erde ineinander laufen, von Aether, Dunst, Licht und Gold zusammengesetzt, liefen am hellen Tage herum; die Bäume fingen an zu sprechen, und die Kräuter und die Blumen zu singen, jede auf ihre Weise, und der Winde Brausen articulirte sich und das Murmeln der Quellen, und das Todte durchdrang eine ungefühlte Lebenswärme, und es regte sich und empfand auf seine Art, und Luftgeister und Erdgeister trieben sichtbar sich in den Elementen umher [4]); bisher ungesehene Vögel flogen aus dem Süden herauf, und brachten fremde seltsame Gesangweisen mit [5]), und die Echos in den

[1]) Görres hat hiermit wohl die Naturphilosophie Schellings ꝛc. im Auge.

[2]) Gemeint sind die paradoxen Aphorismen Friedrich Schlegels.

[3]) Die „Hymnen an die Nacht" von Novalis.

[4]) In diesen Worten ist der Einfluß der Naturphilosophie auf die romantische Poesie besonders Tiecks symbolisiert.

[5]) A. W. Schlegels „Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie". Berlin, 1804, und andere von der Romantik übersetzte romanische Dichtungen.

Bergen sprachen alle fremden Sprachen; die Kinder mußten den Alten ihre Märchen zum Spiele bringen[1]), und die Erde ward durchsichtig und in ihren Tiefen erschien die alte Zeit in ihrer hohen, erhabenen Majestät, und alle ihre colossalen Kinder um sie her, und wunderbare Töne aus der alten Fabelwelt drangen aus dem Abgrunde herauf, und der Himmel klärte sich, und hellere Lichter wurden durch den Erdenschatten getragen, und die großen Geister aller Zeiten und sprachen und wurden aufgerufen und sammelten wärmend sich um den Lichtpunkt her[2]). Und die Phantasie jubelte hoch auf, daß sie von den Fesseln losgekettet war, in die man sie so lange als eine gefährliche, närrische, ausschweifende Gemüthskraft von Polizei wegen gelegt hatte, und der Witz spottete, um sie zu rächen, bitter der alten Poesie, die sich vor Erstaunen nicht zu lassen wußte, als sie das Unwesen zusah; aber viele verständige Leute schüttelten die Köpfe, und viele unverständige machten viel Lärmens und Geschrei dagegen, und glaubten die Entsprungene wieder einhaschen zu müssen. Aber die Göttliche bemerkte aus ihrer Höhe nicht einmal die Kleinen an der Erde, die auszogen mit Stangen und Netzen, um sie zu fahen, und der Witz äfft sie noch immer mit Wolkengestalten, bis sie ermüdet von dem fruchtlosen Zuge wieder heimkehren.

Die dritte Schwester, die Politik, aber führte sozusagen einen schlechten, ärgerlichen Lebenswandel, sie beging Raub, Mord und Todtschlag ohne Scheu und Gewissen, schnitt die Ehre ab und war selber ehrlos und eidbrüchig, ohne Treu und Glauben, und that doch dabei tugendhaft und sittsam, und verdrehte heuchlerisch-fromm die Augen, las in Erbauungsbüchern, und gab auch Almosen von ihrem Raube. Da kam auch ihre Zeit, wo es anders werden sollte mit ihr, sie empfand Gewissensbisse, und beschloß wie Falstaff zu purgiren, und den Sect zu lassen, und fein säuberlich zu leben, wie es einem Edelmanne ziemt, und sie schritt auch wirklich zur Cur; aber ihr Unglück wollte, daß sie statt der Purganz Tollwurzel verschluckte, und die Büßerin gerieth darüber in Raserei und lief mit aufgelöstem Haar, die Brandfackel schwingend, durch die Welt, ermordete was ihr vorkam, und erwürgte mit der Schärfe des Schwertes was nicht Schiboleth gut aussprach, und steckte rothe Hahnen auf die Dächer und legte Brandbriefe, riß dem verblüfften Tode die Sense aus der Knochenhand, und mähte wild auflachend wo die Menschen am dicksten standen, und der Erde ekelte vor dem vielen Blute, das sie trinken mußte, und die Springquelle des Lebens ward abgegra-

---

[1]) Vgl. Tiecks „Volksmärchen, herausgegeben von Peter Leberecht". Berlin 1797.

[2]) Die litterarhistorischen Bemühungen der Romantik um die Weltpoesie. Man denke bei dem Vorhergehenden auch an ihre Hinweise auf indische Poesie und Mythologie.

ben, und quoll ſichtbar ſchwächer und ſeichter. Als aber die Raſende ausgetobt hatte und zuſammenſtürzte aus innerer Erſchöpfung, da ſchloſſen ihre Getreuen einen engen Kreis um ſie her, damit das Volk ſie nicht in ihrer Blöße erblicke, und ſie gaben ihr wieder paſſende Arzneien und rieben ihr die Schläfe, und ſäuberten und reinigten ſie wieder, und ſetzten alles Verrenkte wieder zurecht, und legten ihr Schminke auf, und ſtaffirten ſie in allem aus, wie es einer alten Matrone gebührt, und als ſie wieder zu ſich gekommen war, ſchmähten ſie ſie tüchtig, und verboten ihr für alle Zukunft den Branntwein und alle berauſchenden Getränke, ſchrieben ihr ſonſt magere Diät vor, Tiſanen, und zur Ergötzlichkeit Thee und Zuckerwaſſer. Dann wandten ſie ſich zum Volke, das neugierig ſich um den Kreis verſammelt hatte, und immer wiſſen wollte, was zu ſeinem Vortheile bei dem Tumulte herauskomme, der ihm ſein beſtes Herzblut gekoſtet hatte, und erzählten ihm, wie wohl ſich die Kranke befände, und wie gut ſie wieder ausſehe, ſo gut wie in ihren jungen Tagen, und wie die abſcheuliche Philoſophie ſie zu ihren Extravaganzen gebracht, und böslich die Arzneien ihr vertauſcht habe, wie ſie durch Verblendung und teufliche Zauberkünſte es bewirkt habe, daß ſie ſo arg über die Schnur gehauen hätte, und wie ihr deßwegen Feuer und Waſſer unterſagt werden ſolle; ſie riethen dem Pöbel dann freundſchaftlich, nach Hauſe zu gehen, ſeine Geſchäfte zu beſorgen, ihre Weiber zu lieben, über ihr Geſinde zu wachen, und ihre Gäſte zu pflegen, ihre Herrſchaft ſei jetzt beſänftigt. Und das Volk ging nach Hauſe und fluchte über die Philoſophie, daß ſie ſoviel Uebels über ſein Haupt gebracht hatte, und thaten wie ihm geſagt war. Die Prieſter aber ſchlachteten den alten Apis und ſchmauſten ſein Fleiſch und führten einen neuen in den Tempel, und die Menge huldigte, und diesmal hatte Reineke Fuchs geſiegt, und alles war wie zuvor und es war nichts dabei herausgekommen.

Der Schatten des gewaltigen Schickſals war auf die Erde gefallen, und eine partiale Finſterniß eingetreten, und das Strahlenauge der Vorſehung ſchloß ſich einen Moment lang, während die furchtbaren Schatten über die Erde liefen, und wo ſie liefen, da würgten die Menſchen, die ſich nicht kannten, einander in der Finſterniß, und als das Tageslicht wieder ſchien, da hatten die Schatten ſich tief in die Schlachtfelder und die Leichenhaufen eingefurcht, und die Lebenden begruben ihre Todten.

Die Herabkunft der Ideen und das Zeitalter[1]).

Das iſt die große Begebenheit dieſer Zeit, daß die Ideen, die ſeit lange ſich in ſich ſelbſt zurückgezogen hatten und nur von Zeit zu Zeit

[1]) Nr. 121; vergl. die Einleitung und auch das vorhergehende Stück.

als Fremdlinge, von wenigen gesehen, auf die Erde herabgestiegen waren, jetzt mit Macht vom hohen Aether niederkamen, in der Kunst, der Wissenschaft und überall ihr Erbe, die Herrschaft des Irdischen, zurückforderten von denen, die sich in dasselbe eingedrungen hatten. Rund um die Erde aber hatten die Begriffe sich angesiedelt, und sie hatten alles in Feldmarken eingetheilt und abgezäunt, und alles war ihr Eigenthum, und sie bestellten es gehörig unter der Obhut von einigen aus ihrem Mittel, denen die Herrschaft anvertraut war, und genossen ruhig die Früchte ihres Fleißes. Da kamen die stolzen Fremdlinge herangezogen, nicht mehr einzeln, nicht mehr verloren unter der Menge; große Scharen waren ihres Zeichens, keck traten sie unter die Erdgeborenen hin, schlugen die Urkunden ihrer Ansprüche auseinander und forderten ihr Recht. Die Begriffe horchten auf, und die stolze Haltung, der freie Blick, die Kraft, der Muth und die innere Energie der Ankömmlinge gewannen ihnen Achtung ab, und die Besseren unter ihnen, die Gutmüthigen, die auch dunkel höhere Bedürfnisse fühlten und an ein Besseres glaubten, als das Thierische ist, bewillkommten sie und erkannten die Gültigkeit ihrer Ansprüche und erklärten sie weiter, und freueten sich aus ganzem Herzen der besseren Zeit, die nun beginnen sollte. Selbst die in dumpfer Sinnlichkeit gänzlich Verlorenen legten ihre Werkzeuge einen Augenblick aus den schwieligen Händen und liefen den Fremden nach, wo sie sich blicken ließen, und wollten auch werden wie sie und den Helmbusch tragen, und den gläznenden Schild und den Speer, und wenn sie untereinander waren, sprachen sie von den sorgenfreien Tagen, die da kommen sollten, wie die Fremden neue Düngmittel mitgebracht hätten, daß die Erde hundertfältig trüge, und ungewöhnlich großes Vieh mit Fettschwänzen, und Pflüge, die von selbst gingen und dergl. mehr. Und sie traten zusammen und wählten sich die Ideen zu ihren Heerführern, und vertrauten ihnen die Lenkung des gemeinen Wesens, und verpflichteten sich, ihnen zu glauben und zu folgen in allem. Und es ging gut eine Zeit und noch eine kleine Zeit. Bald lief ein dumpfes Gemurmel im Lande, die Fremden leisteten nicht, was sie versprochen hätten, Erde bliebe immer Erde, sie könne nicht mehr tragen, als zu der Väter Zeiten, und mit dem Dungmittel sei es nichts. Einige aus dem Haufen standen auf und erkundigten sich unmaßgeblich, was Gestalt die Sachen eigentlich ständen und was eigentlich an dem Mittel sei. Die Ideen fuhren die Frager hart an und behandelten sie mit wegwerfendem Stolze und mit beleidigender Härte, und die Frager schwiegen; aber es setzte böses Blut, und man stellte sich da und dort in Haufen zusammen und raisonnirte frei über den Zustand der Dinge, aber die Ideen wurden noch härter und zerstreuten die Haufen. Nun

entſtand auch Zwiſt unter den Herrſchern ſelbſt; von der inneren, ſtolzen Kraft getrieben, ſtiegen ſie auf in die Höhe und expandirten ſich gegen einander und ſuchten ſich zu überflügeln, und jeder wollte zur Idee der Ideen ſich erheben, und je höher ſie in dieſem Streben ſtiegen, um ſo tiefer kam die Erde, und alles was auf ihr groß iſt, unter ihnen zu liegen, um ſo verächtlicher ſahen ſie auf das Irdiſche herab, um ſo weniger achteten ſie die Rechte der Individualität, um ſo wegwerfender behandelten ſie ihre Untergebenen und mißhandelten ſie. Und der Hochmuth der Ideen ward drückend für die Begriffe, denn jene hatten außer dem Göttlichen, was ihnen der Himmel mitgab, auch ein Endliches von der Mutter mit ins Leben bekommen, damit ſie feſtſtehen möchten auf einer breiten, ſoliden Baſis, und dieſe fingen an, ſich auch eines Höheren bewußt zu werden, das geſchlafen hatte in ihrem Innern. Und ſie murrten laut und conſpirirten öffentlich und wollten dreinſchlagen auf ihre plumpe Art, die Ideen aber fuhren unter ſie und wurden entſetzlich und furchtbar. Da fielen auch die Gutmüthigen, die bisher noch ausgehalten und das Beſte gehofft hatten, von ihnen ab und zogen ſich ſtill und langſam und ſchüchtern zurück; ſo hatten ſie es nicht gewollt, die Gewaltthätigkeit war ihnen ein Greuel, dieſe Weſen waren ihnen ſchrecklich geworden, ſie konnten es nicht ertragen, daß das Tragiſche, das ſie nicht einmal auf der Bühne recht mochten, ſo nahe in ſeiner Furchtbarkeit im Leben auf ſie andränge, fortan wollten ſie es lieber der Zeit abſchmeicheln, als es länger den Schickſalsmächten abtrotzen. Das Volk aber hatte ſich bald die Menſchlichkeiten und die Blößen abgemerkt, die ſeine Gewaltigen ihm gaben, denn ſcharf iſt ſein Blick für dergleichen; und als es nur einmal den erſten Kopf auf der Pike dahertragen ſah, da glaubte es, wie die Mexicaner, gar nicht mehr an die Unſterblichkeit der Fremdlinge. Und nun war die Maſſe reif für die Hölle; ſie ſchickte auch ihre Geiſter herauf, um die Begriffe vollends zu verwirren und zu verhetzen und ſie dann anzuführen im Kampfe gegen die Ideen. Dieſe Geiſter ſind auch Ideen, aber gefallene, verſtoßene Engel, deren Strahlenglanz verbleicht iſt; von gleicher urſprünglicher Kraft und Energie mit den Lichtgeiſtern, aber durchaus mit ihrem ganzen Weſen gegen das Böſe gekehrt, das Böſe nur wollend aus unüberwindlichem Triebe ihrer Natur; in ihnen iſt eine unverſiegbare Quelle von Dunkel und Finſterniß, womit ſie das Licht ausgießen, wie die Salamander das Feuer. Und ſie wenden ſich ab von dem Guten nicht aus verzeihlichem Irrthum, ſondern ſie haſſen es aus innerer Verkehrtheit, und weil der Fluch der Verdammniß auf ihnen laſtet; ſie erkennen das Beſſere und tragen das Gefühl der verlorenen Seligkeit in ihrem innerſten Herzen, aber es iſt ihnen nur ein neuer Stachel, das Schlechte zu üben; ſie

verstocken sich gegen die Evidenz, weil die Lüge ihre Wollust ist. Woran ihr den Stempel der Hölle erkennt? Im Wissen, an dem frechen Wegleugnen alles dessen, was erhaben und göttlich ist; im menschlichen Geiste, an der Erde soll er kriechen und leben wie andere Thiere; an der geflissentlichen Verbreitung von Trug und Wahn; an der gottvergessenen Lügenhaftigkeit. Ihr Motto: Alle Theorie ist grau usw. hat Mephistopheles im Faust verrathen. In der Kunst aber lästern sie das Genie, verhöhnen das Heilige, predigen den Atheismus des Herzens und der Schönheit, reißen die Götterbilder von den Altären und stellen ihre erbärmlichen Fratzen an die Stelle; um das Gemeine, Schlechte rufen sie den müßigen Pöbel zusammen und kneten ihm Götzen aus Koth und Schweiß, und halten dabei einen Kram von Kerzchen und Bildern, um der Dummheit was abzugewinnen. Wo sie aber am frechsten und schamlosesten ihr Wesen treiben, das ist im praktischen Leben; da haben sie überall die Erde mit ihren unterirdischen Gängen durchwühlt, und wo ihr geht, tönt ihre Stimme herauf, wie die des alten Maulwurfs im Hamlet.

Da verhöhnen sie jedes warme Gefühl fürs Edle und jede moralische Gesinnung und predigen dafür ihre giftige Weltklugheit, den Glauben an eine höhere Vervollkommnung der Menschheit machen sie zum Spott; wie es immer gewesen, so müsse es bleiben, rufen sie laut; niederträchtig, verworfen, krümmen sie sich im Staube vor der Gewalt und schmeicheln und winden sich vor ihr, damit sie sie verderben können; und was schlecht ist am Menschen, fühlen sie heraus und ziehen sorgsam es groß, und alle Schlechtigkeiten fügen sie zusammen; und was gut ist, wird einwärts vermauert, und sie fördern den Bau höher und höher, und oben auf dem Dome stehen sie dann wieder hohnlachend und rufen herab: Wir haben für die Ewigkeit gebaut: erschüttert, wenn ihr könnt, die Grundvesten unseres Tempels!

Und die Lügengeister mischten sich unter die Begriffe und verwirrten sie vollends und erbosten sie gar; und der Kampf entzündete sich heftig und wild. Und dieser Kampf des Himmels mit der Hölle um das Irdische, er dauert noch fort und wird alle die anderen wichtigen Kämpfe, die die Menschen bisher umgetrieben haben, verschlingen, und er wird in seinem Verlaufe von manchem Wechsel des Glückes auf diese und jene Seite hin bezeichnet werden; aber die Tugend und die Wahrheit und die Schönheit werden siegen, und die Ideen werden im Kampfe sich läutern und die Begriffe zu sich hinaufheben, und der Himmel wird triumphiren, und die Lügengeister werden in den Abgrund der Hölle versinken.

Herder [1]).

Es wird seit Herders Tod [2]) mit so viel Affectation von seinem hohen Genie gesprochen, daß man unwillkürlich an jene Unart der Deutschen dabei erinnert wird, die er selbst in der Adrastea mit einem so derben Ausdrucke bezeichnete [3]). Es ist recht, daß die Nation ihren Adel ehrt, und die unserige läßt sich freilich darin nicht leicht auf einem Uebermaße betreten; allein wenn sie unverständig die minder glänzende Seite herauszieht und darüber das, was wahrhaft groß an dem Geehrten ist, in Schatten setzt, dann ist ihre Religion Götzendienst. Herders Geist hatte unleugbar viel Licht, aber dieses Licht ward durch eine innere Refraction bedeutend getrübt, er vermochte nicht die subjective Empfindung und die innere wirkende Kraft, die aufs Object geht, gehörig auseinander zu halten; daher kam es nie eigentlich zu jenem vollen, reichen, unendlichen, schöpferischen Erguſſe seiner inneren Natur, der das wissenschaftliche Genie bezeichnet. Seine Gedanken, immer von einer inneren Stoßkraft getrieben und von einer äußeren Schwere gezogen, erheben sich immer in einer flachgewölbten Parabel bis zu einer gewissen Höhe und kehren dann auf der anderen Seite durch den absteigenden Schenkel wieder zur Erde zurück. Ebenso verhinderte das beständige Zusammenfallen des objectiven Strebens die reine Hingebung an das Subjective, die Concentration in die Tiefen des Gemüthes, die das Wesen der poetischen Weihe ausmacht, und es kam selten oder nie zu reinen Offenbarungen der inneren bildenden Kraft.

Diese beständige bewußtlose Störung entgegengesetzter Grundkräfte durcheinander verräth sich denn auch in dem dämmernden, halbdunkeln, nebelhaften, wortreichen Style seiner früheren Schriften, wo noch die Poesie in ihm vorherrschte, und der oft einseitigen Polemik seiner späteren, wo ein anhaltendes Studium der Geschichte der furchtsamen empirischen Wahrnehmung die Ueberwucht gab. Aber eben jenes Wechselwirken differenter Tendenzen um den Punkt des Gleichgewichtes war es, was in ihm die Anlage zu jener Reinheit im sittlichen Thun und Handeln setzte, die uns an seinem Character anzieht, jenes reine Ebenmaß seiner Natur, als dessen Symbol er die hohe Nemesis zur Schutzgöttin wählte. Dieser feste, unerschütterliche, in sich begründete Glaube an das Göttliche in der menschlichen Natur, an ein besseres, heiligeres,

---

[1]) Nr. 128; Ueberschrift des Originals. — [2]) Am 18. December 1803.

[3]) „Adrastea." Herausgegeben von J. G. Herder. Zwölftes Stück, 1804 (aus Herders Nachlaß), S. 165—175: „Deutsche Hoheit. Fragment." (Herders sämmtl. Werke, herausgegeben von Bernhard Suphan, XXIV. Bd., S. 376—382); der Ausdruck: „Deutsche Hundsfötterei" (bei Suphan a. a. O. S. 380).

an ein progressives Prinzip, das die Verworfenheit keck und frech wegleugnet; diese Religiösität, die überall der Vorsehung in ihren verborgenen Wegen mit liebender Anhänglichkeit folgt, wie das Kind der Mutter; diese Innigkeit des Hoffens und Erwartens, dieser heitere Blick auf Vergangenheit und Zukunft, diese unveränderliche Treue, mit der er sein ganzes Leben hindurch, und alle Leben hindurch, die er in seinem Forschen durch die Geschichte lebte, an jenen Idealen seines Gemüthes hing; dieser hohe Ernst, mit dem er die Angelegenheit der Menschheit betrieb, dieses Streben und Ringen und Lehren und Bilden mit allen Kräften seines Wesens nach dem Ziele hin, das seinem Herzen vorschwebte; diese schöne Gemüthlichkeit, mit der er die Welt in sich aufnahm und der Menschen Thun und Leben zusah; diese milde Gutmüthigkeit, die wie eine warme Quelle immer aus seinen Schriften strömt, und in deren Nähe uns wohl wird, wenn wir aus dem frostigen Winter der Welt in ihren warmen Dunstkreis hineintreten, und dabei doch jenes edle Maß gegen alles Verkehrte, kurz, diese ganze moralische Grazie[1]), wie sie aus all' seinem öffentlichen Thun hervorbricht, und diese gutmeinende Herzlichkeit — sie sind es, die sein Andenken werth machen müssen der Nation; sein Genie ist das Genie der Rechtlichkeit und des Wohlwollens, das Prinzip seines Wesens reines Ebenmaß alles Wollens und Begehrens. Und wie er war, so sind auch seine Freunde, die er aus der Galerie der Vergangenheit sich wählte; was er von ihnen in seiner Adrastea und anderwärts beibringt, befriedigt meistens wenig durch den vorzüglich geistreichen Inhalt, der etwa in ihm läge, aber es gewinnt uns durch den Character von Herzlichkeit und strenger moralischer Gesinnung, den es ausspricht, durch die anspruchslose Einfalt und die praktische Tendenz, die es verräth.

Deutsche Critik[2]).

Es ist eine seltsame Sache um die deutsche Critik. Da sitzen sie am Eingange ihrer Höhlen, wie die Polyppheme am Aetna. Ehemals wohl haben sie auch in einer verliebten Anwandlung auf einem saitenbezogenen, knotigen Krummstabe ihrer Muse Galatea ein Ständchen gebracht, und mit rauher, übelklingender Stimme ihr fatale Sonette gesungen; seither aber sind sie zu Verstand gekommen, und singen nicht mehr, denn sie sind melancholisch geworden, seit die böse Witterung der Zeit sie um ihr einziges Auge gebracht hat. Da sitzen sie nun mürrisch,

[1]) „Moralische Grazie", ein Ausdruck Herders selber für „die schönste Zier der Menschheit" (Adrastea 1804, Sämmtl. Werke, herausgegeben von Suphan, XXIV, 385).

[2]) Nr. 124; Ueberschrift auch im Original; vgl. die Einleitung über den Gegensatz der neuen romantischen Kritik zu den beliebten Recensieranstalten.

verdroſſen, abgelebt, hypochondriſch am Eingange ihrer Löcher, und ſtieren heraus aus den leeren Augenhöhlen, und wenn ſie wie geblendete Fledermäuſe mit den Ohren etwas Lebendiges, Kräftiges in der Nähe erlauſchen, dann rufen ſie: Komm, Kleiner, ich will dich nicht freſſen! und wenn das Gerufene unvorſichtig näher kommt, dann greifen ſie es mit den plumpen Fäuſten, und betaſten und befühlen die Kunſtwerke wie Kälber, und erdrücken ungeſchickt die zarte Schönheit, und fluchen dann erboſt über das Puppenwerk, wenn ſie entſeelt in ihren Armen liegt, und loben ſich dafür ihre Keule, die man doch anfaſſen kann. — Andere haben eine beſtändige Schneelinie in den Lüften gezogen, und haben ſich Wachhäuſer gebaut, und da halten ihre Geſchwader, und lauern, auf daß nichts über die Linie paſſire, denn der Aether iſt keines Menſchen Freund, und ſie laſſen ſich's recht ſauer werden auf den Vorpoſten der reellen Solidität gegen das phantaſtiſche leere Nichts, und die Fourage wird ihnen von unten hinauf gegen ein Billiges geliefert. Aber von Zeit zu Zeit brechen doch von den gewaltigen Göttervögeln welche durch, und wenn ſie ſich dann aufmachen, um ihn einzufangen und ihm die Schwungfedern auszureißen, dann greift der Verfolgte wohl mit den kräftigen Fängen einen aus dem Haufen heraus, und ſchwingt ſich mit ihm in Regionen, wo der Schwindel den Armen um ſeine Beſinnung bringt, und dann läßt er ihn ſtürzen in die Tiefe, daß er elendiglich zerſchellt, oder ſetzt mitleidig auf einer hohen Felſenſpitze ihn aus. Da ſitzt er auf ſeinen Stühlen, dieſer richtende Demos, und verſäumt um drei Obolen für die Sitzung die dringendſten Geſchäfte zu Hauſe, nur damit Recht und Gerechtigkeit ſei im Lande und damit die Genies unparteiiſches Gericht finden, und daß ihnen nach ihren Thaten geſchehe. Und wie ſie ſo da ſitzen und wechſelſeitig aufeinander ſich blähen, wenn man jeden einzeln für ſich hervortreten ließe, und ihn befragte, man würde einen ehrſamen, billigen Mann an ihm finden und nach einigem Hin- und Widerreden würde er unſerer Meinung beifallen; aber wenn er zu den anderen kommt, wird er wieder des Teufels. Aber das iſt noch nicht vom Schlimmſten, es läuft auch viel Ehrlichkeit mit unter und viel gutmeinende Aengſtlichkeit und kleinſtädtiſche Beſchränktheit, die nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ihre Meinung herausſagt, und nichts Arges dabei hat; es iſt bei weitem nicht mehr ſo ſchlimm wie vor kurzem noch, denn die fortgehende Bildung ergreift nach und nach auch die Menge und hebt ſie bewußtlos auf einen höheren Standpunkt und das neueſte Inſtitut[1]) der Art macht eine ehrenvolle Aus-

[1]) Gemeint iſt die durch Goethe und Eichſtädt 1804 neu begründete „Jenaiſche Litteraturzeitung“ (vgl. Haym, Romant. Schule, S. 746; Schriften der Goethe-Geſell-

nahme und erhebt sich weit über die Grenze jenes Tadels. Aber jene giftigen Klapperschlangen, die in so manchen Winkeltribunalen sich wälzen und lauern unter dem Grase auf den Vorübergehenden, und dann ihn umschlingen und mit ihrem geifernden Speichel bedecken, ehe sie ihn verschlucken; diese Menschen, die heuchlerisch sich die Miene geben, als ob sie das Gute förderten, aber hämisch es anfeinden und verfolgen, wo sie es treffen, deren nichtswürdige Leidenschaften man nur kennen darf, um zu wissen, was sie wüthig anfallen und was sie herausstreichen werden — sie sind die Repräsentanten der Schande und zwar nothwendig in ihrer Art, um durch ihren Gegensatz das Bessere hervorzurufen, aber die wahren Urheber der Confusion, über die man so laute Klage führt. Die Welt und das Irdische haben ihre Ansprüche; es ist recht, daß man sie geltend macht; wer sie nicht achtet, wird bald fühlbar von seinem Unrechte überzeugt werden, wenn der kecke Lebensmuth versiegt, weil die Wurzeln seines Daseins ausgerissen und entblößt an der Sonne liegen. Und das Endliche an sich ist nicht schlechter Natur, es ist mit dem Höheren von derselben Göttlichkeit umfangen und es ist Irrthum des Systems, oder gemeiner Hochmuth, verächtlich niederzublicken auf das irdische Thun: nicht dieses Thun in sich ist schlecht, aber die Versunkenheit in ihm, das völlige Untergehen im Strome des Sinnlichen, bis zum gänzlichen Verleugnen alles Höheren, bis zum ruchlosen Atheism, das ist abscheuliche Selbstverstümmelung, und darum ist es gut, wenn mächtige Geister das versunkene Jahrhundert gewaltsam aufrütteln und es ist nicht zu tadeln, daß das Höhere sich auf einen Augenblick selbst übermüthig erhebe [1]) und der hoffärtigen Gemeinheit ihre Nichtigkeit vorrücke, und eine scharfe Opposition gegen sie bilde und eine sublimirende Tendenz ihrer präcipitirenden entgegen setzte. Das bedenke jeder, der irre werden will an dieser Zeit; wer aber Beruf zur Critik in sich fühlt, der bescheide sich doch vor allem, daß nicht alle Pflanzen ihre Früchte an den Wurzeln tragen, daß über die Feuergestalten, die das Genie vom Himmel herabbringt, nur verwandte Geister richten können; daß überhaupt jeder nur über das aburtheilen kann, von dem er sich bewußt ist, daß, wenn seine Kraft diese Richtung genommen hätte, er auch allenfalls ein gleiches Werk hätte produciren mögen; dann werden sich die Kunstrichter nicht länger mehr wie Blei an die Füße des Genies hängen, um es herabzuziehen aus seiner Höhe, und wenn dann jeder mit unbestechlicher Treue und Gewissenhaftigkeit

schaft 13, LXXIV f.), an der auch Görres selbst mitarbeitete (vgl. Goethes Werke Weimarer Ausgabe IV, 17, 92, 122, 126; IV, 19, 4).

[1]) Die kecke Opposition und Satire der Romantiker gegen die abgelebte Zeit ist zu verstehen.

mittheilt, was ein harmonisch geordneter Geist und ein schönes Gemüth ihm eingegeben haben, dann wird bald die Verwirrung aufhören und jene Lügengeister werden verstummen und die Zeit wird sie zertreten.

Nord- und Süddeutschland [1]).

Ist es denn gut, daß man jenen schroffen Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland hervorruft? Das ist der Vorzug und die Größe der Menschennatur, daß sie aus innerer Energie selbstständig über das Aeußere sich erhebt. Poetische Gemüther sind auch über den Norden vertheilt, und viele Geister im Süden würden ihrer Natur Zwang angethan fühlen, wenn sie ihrer Tendenz entgegen in die südliche Richtung eingezwängt werden sollten, und beide zusammen, unser Norden und Süden, sind wieder Nord gegen den tieferen Süd; und wie würden wir uns entrüsten, wenn Italien uns Kunstsinn und die höhere ästhetische Anschauung absprechen wollte? Es ist gut, daß die Anmaßung des Nordens zurückgewiesen wird, wenn er sich als den Depositär der Cultur betrachtet und auf den Süden herabsieht, etwa wie der Franzose auf den Deutschen überhaupt; es ist gut, daß die höheren Ansichten sich auch um einen Mittelpunkt drängen, damit sie Zusammenhang und Concentration und einen Fuß auf dem Grunde der Erscheinungen gewinnen, und es ist ein glücklicher Zufall, daß der Süden ihnen Hospitalität bietet und sie aufnimmt in seinem Schoße, wo sie jugendliche, unverbrauchte Kräfte finden und im Ganzen mehr Empfänglichkeit und eine minder karge Natur; allein dem Norden sollen sie gleichfalls nicht fremd bleiben und die geographische Zonenabtheilung und das climatische Netzwerk soll nicht durch das freie Geisterreich durchlaufen, das seine eigene Sonne in sich selber trägt. Außerdem fällt der Gegensatz zwischen Nord und Süd zusammen mit jenem zwischen Protestantism und Catholicism, und es ist zu befahren, daß die Menge ihn auf ihre Weise nehme und dabei wieder an ihre vergessenen Differenzen sich erinnere und ihre kleinlichen Zänkereien ihr wieder in Sinn kommen, und daß, indem die Entzweiung sich vom Höheren in die Tiefe verbreitet, das was das Gute fördern sollte, Haß und Feindschaft gebäre, ein Resultat, was ohnehin auch die gegenwärtige politische Lage nur zu sehr begünstigt. Dem werde nun wie ihm wolle. Dadurch, daß die ganze

[1]) Nr. 125; Ueberschrift des Originals. Der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland wurde in der napoleonischen Zeit viel diskutiert. Unser Artikel könnte entgegengestellt werden einer Aeußerung Goethes, die er im Jahre 1815 zu Nep. v. Ringseis that: Görres und Arndt würden die Kluft zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland noch erweitern (vgl. Erinnerungen des Dr. Johann Nep. v. Ringseis, hrg. v. Emilie Ringseis, I, 210).

Totalität um zwei Punkte, Sparta und Athen, sich gruppirt, kommt wenigstens Bindung und Zusammenhang in die lose Masse, und in die bunte Mannigfaltigkeit Einheit, und der Deutsche erhält eine Beziehung und ein Vaterland, ohne darum die Vortheile einer inneren vielseitigen Zertheilung zu entbehren.

Künstlerelend [1]).

Sie werfen unseren trefflichsten Schriftstellern vor, daß sie nicht gelesen werden und auf dem Lager verrosten. Allerdings, die Raupe stopft sich den langen Freßsack mit Blättern aus, und die Orange dient ihr höchstens, um ihren Unrath darauf niederzulassen, und das Gras auf der Wiese hat auch ein großes Publicum, von dem es aufgefressen wird, und die Tagethierchen, die Zeitungen, sind die wahren Repräsentanten der Unsterblichkeit. „Oder," sagt Herder, den sie um diese Stelle [2]) wohl nicht loben werden, „errichte ein habgierig Frecher ein schriftstellerisches Tribunal, von dem die Würdigsten der Nation mißhandelt werden, wer wird, sobald Er Stirn genug zur Unternehmung hat, es ihm wehren? Arbeiter, Beihelfer, Leser wird er dazu finden; je pasquillenartiger sein Gerichtshof ist, desto neugierig freudigere Leser," und er wird auch unsterblich, und er bleibt nicht obscur, und man kennt die giftige Schlange weit in die Runde. Das ist das nämliche Gesindel, was jene Sprache führt, das auch dem göttlichen Corregio für seine heilige Familie mit der Magdalena zweihundert Thaler in Kupfermünzen auflud, daß der arme Maler sich daran in der Sonnenhitze zu Tode trug, um sie nur schnell seiner dürftigen Familie zu bringen. Und jetzt stehen sie auch mit vor dem Bilde, und nehmen den Mund voll von den Millionen, die es werth sei, und schimpfen über die unbarmherzige, geschmacklose Niederträchtigkeit, die den Maler mit seinem Lohne todtschlug. Das Treffliche hat sein Publicum in der Gegenwart und in der Zukunft, das Häufchen, das darum versammelt steht, wird im Lauf der Zeiten zum großen und immer größeren Haufen, und erhaben und hehr stehen auf ihren Fußgestellen die göttlichen Bilder, während die Grinzer, die die Zähne an dem Granite sich ausbeißen, längst in Staub aufgelöst, von den Füßen der Verehrer getreten werden, die sich um das Heiligenbild drängen.

Hyperion [3]).

Auch ein Werk, das die Zeit über ihren Bagatellen undankbar zu vergessen scheint, ist Hölderlins Hyperion. Wer je entrüstet war in

[1]) Nr. 125. — [2]) In der „Adrastea" (Werke hrg. v. Suphan XXIV, 391).

[3]) Nr. 128; Ueberschrift des Originals. Der ideale Hellenenroman „Hyperion oder

seinem innersten Herzen über die Schlechtigkeit des Jahrhunderts und die Verworfenheit der gezähmten und dressirten Menschennatur; wer verwundet sich fühlte von der tiefen Versunkenheit, in der die Abkömmlinge der Götter unter den Thieren des Feldes herumweiden, und das Antlitz immer und immer gegen die Erde gewendet, sich ihre nothdürftige Nahrung aus ihr herausraufen; wer je sein Gemüth gedrückt und gepreßt fühlte von der unbegreiflichen Verworrenheit, in der das Geschlecht tageblind herumtaumelt, und von seiner eigenen brutalen Verkehrtheit aufgeregt, von dem dampfenden Athem eines zornigen Schicksals ergriffen, umhergeschleudert wird wie eine Windsbraut vom heulenden Sturm, und aufgepeitscht in wilden Wirbeln sich an sich selbst aufreibt, und wenn es auch widerstrebend einen Augenblick verweilt, um zu rasten und zu genießen, immer wieder aufgejagt wird von dem grausamen Orkane, und fortgerissen in sein Verderben wie die Verdammten in Dantes Hölle, und wer dann in sich aufglühen sah die hohe Flamme des Enthusiasm, und hinein sich stürzte in den gewaltigen Strudel, und entgegen sich stemmte mit der ganzen Unendlichkeit von Kraft, die er in sich zu umschließen glaubte, und den tobenden Sturm beschwören wollte mit seinem lebendigen Athem, und die Menschenhaufen, wie sie sausend vorbeischwirrten oder erschöpft an der Erde lagen, zu gleichem Widerstande aufrief, und wer es nicht glauben wollte, wie sie ihn anstarrten, dumm und grob und wild und ihn höhnten, und den Sturm und ihren Zustand priesen, und wie sie dahingerissen wurden, ihm Steine noch nachwarfen; und wer dann den Teufel hohnlachen hörte über sich in den Lüften, und es empfand, wie die ergrimmten Mächte, denen er getrotzt hatte, auch ihm die eisernen Fäuste auf den Nacken legten nnd ihn erdrücken wollten als das Opfer den Rachegöttinnen geweiht, und nicht eine Liebe hatte, die den Grausamen ihn entführte — der wird in Hyperion einen Bruder grüßen, erstaunt wird er seine ganze Vergangenheit in ihm umarmen; sein verflossenes Leben, das er längst gestorben glaubte, wird wunderbar feierlich ihm entgegentreten, und alle Gefühle, die er verweht und zerstoben und verblichen glaubte, ihm wieder bringen und dafür die Gegenwart und die Zukunft ihm abfordern. Abkömmlinge aus dem Heldenvolke Dyana-sore[1]) sind Hyperion und Alabanda, große eingekerkerte Götter, wie die Elephanten eingekerkerte Menschen sind; mächtige Heroen, die zürnend

---

der Eremit in Griechenland" des unglücklichen, seit 1802 dem Wahnsinn verfallenen schwäbischen Dichters Hölderlin (1770—1843) war vollständig Tübingen 1797—99 erschienen.

[1]) Görres zieht hier zum Vergleiche den zuerst 1782—89 anonym erschienenen utopistischen Roman „Dya-na-sore oder die Wanderer" von Wilhelm Friedrich Meyern heran; er spielt unter einem erträumten orientalisch-indischen Volke, dessen Dasein in keine bekannte Geschichte fällt.

über die Erde gehen, um sie von Drachen und reißenden Thieren zu reinigen, kühn und brav, nur etwas zu metaphysisch gehalten, wie meistens alle besseren Menschen und selbst die Ideale dieser Zeit es sind, weil die Gymnastik von der Erde sich verloren hat. Darum scheitert ihr Unternehmen so schnell, und ihre That verliert sich wie im Sande in der unberechneten Schlechtigkeit ihrer Helfer. Und Diotima! eine Blume des Himmels, ist sie unter den Blumen des Feldes aufgesproßt, und sie bedarf des balsamischen Blüthenduftes, damit ihr Irdisches erstarke, und der hohe Geist sich nicht loswinde von ihm; aber sie entzündet sich am Enthusiasm des Geliebten, und hebt das Haupt über die Blüthen hinaus in den hohen Aether und athmet Himmelslüfte; aber das reine Gas verzehrt ihr Leben zu schnell, sie verbrennt in sich selber, die Flamme schlägt aufwärts gegen die Höhe, die Blume aber senkt sich am Stengel hinunter und welkt dahin. Armer Hyperion, ärmerer Dichter! ihr hattet keine Liebe, die euch vor den furchtbaren Mächten rettete, die Faust erdrückte euch. Im prophetischen Geiste hat er sein eigenes Schicksal in den Worten ahnend geweissagt[1]): „Es ist auch herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten! sie leben in der Welt wie Fremdlinge im eigenen Hause, sie sind so recht wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlergestalt an seiner Thüre saß, indeß die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten: Wer hat uns den Landläufer gebracht? Voll Liebe und Geist und Hoffnung wachsen seine Musenjünglinge dem deutschen Vaterlande heran, du siehst sie sieben Jahr später, und sie wandeln wie die Schatten still und kalt, und sind wie ein Boden, den der Feind mit Salz besäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt; und wenn sie sprechen, wehe dem! der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft wie in ihren Proteuskünsten den Verzweiflungskampf nur sieht, den ihr gestörter schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat.“ Und viel verhaltene Bitterkeit grollt durch das ganze Gedicht, in der ein innerer, verzehrender Unmuth sich Luft macht, der aber früh oder spät die Springfedern des Lebens brechen muß. In den Gedichten im Taschenbuch für Freundschaft und Liebe schlägt ein Adler krampfhaft mit den geknickten Flügeln, die bösen Buben auf den Straßen hetzen ihn und jagen ihn, aber wer seine Zeit kennt und ein Gemüth im Busen hat, sieht trauernd ihm nach, wenn er vorüberflattert und noch immer zur Sonne hinan will.

---

[1]) „Hyperion“, vorletztes Kapitel.

Heinrich v. Kleist[1]).

Die Familie Schroffenstein[2]) erscheint mir wie ein tragisches Intriguenstück. Das Schicksal gefällt sich diesmal, allerlei subtile Knoten zu schürzen, und vom Erbvertrag aus neckt es wie ein Rübezahl aus seinem Berge die beiden Familien und verblendet sie, und wirft Haare zwischen sie, über die sie stolpern, und führt ihnen sichtbar die Hände, mit denen sie sich einander aufreiben. Dabei ist eine große architektonische Regularität in dem Stücke; wie zwei Säulenordnungen stehen die beiden Familien einander gegenüber, und wie eine der Säulen auf jener Seite stürzt, folgt eine auf der entgegengesetzten nach; Ruperts Knabe stirbt, und der Vater glaubt, er sei ihm ermordet; Sylvesters Sohn stirbt, und die Mutter wähnt, er sei ihr vergiftet; Ruperts Herold wird auf Sylvesters Burg ermordet, Hieronimus dafür auf Ruperts Burg; Rupert ersticht am Ende Sylvesters Tochter Agnes und dieser Ruperts Sohn Ottokar usw. In der Ausführung der einzelnen Teile stößt man wohl auch auf Reminiscenzen, wenn zum Beispiel König Johann[3]) bei Shakespeare zu Hubert sagt:

Es ist der Könige Fluch, bedient von Sklaven
Zu sein, die Vollmacht seh'n in ihren Launen,
Zu brechen in des Lebens blut'ges Haus,
Und nach dem Wink des Ansch'ns ein Gesetz
Zu deuten, zu errathen die Gesinnung
Der droh'nden Majestät, wenn sie vielleicht
Aus Laune mehr als Ueberlegung zürnt.

Dann ist die Sentenz einem Könige von England allerdings angemessen, aber es klingt etwas seltsam, wenn ein kleiner rheinischer Ritter[4]) sagt:

Das eben ist der Fluch der Macht, daß sich
Dem Willen, dem leicht widerruflichen,
Ein Arm gleich beut, der fest, unwiderruflich
Die That ankettet.

Aber ein schönes Gemüth prägt sich in diesem Stoffe aus, ein bedeutungsvolles Leben hat der Dichter dem Worte eingehaucht, und seine

---

[1]) Nr. 129.

[2]) Dies Erstlingsdrama Heinrichs von Kleist erschien anonym Bern und Zürich 1803.

[3]) Vierter Aufzug, zweiter Auftritt.

[4]) „Familie Schroffenstein", vierter Aufzug, erster Auftritt. Görres hätte aber auch auf Schiller, Wallensteins Tod V, 11, verweisen können:

„O Fluch der Könige, der ihren Worten
Das fürchterliche Leben giebt, dem schnell
Vergänglichen Gedanken gleich die That,
Die fest unwiderrufliche, ankettet!

Gestalten gehen meistens mit bestimmter Individualität hervor und bewegen sich zwanglos und frei nach dem Rhythmus ihrer inneren Natur. Treffliche Situationen sind über das ganze Stück reichlich vertheilt; die Scene in der Höhle zwischen Ottokar und Agnes im letzten Aufzuge ist von großer Schönheit, obgleich die französische Kritik sie ohne Zweifel sehr indecent finden würde. Nur das Ende des Stückes ist übereilt, kalt, abgestoßen, und der Wahnwitz Johanns, wie er sich äußert, macht eine harte Dissonanz für den Sinn. Einzelne gelungene Stellen kommen ebenfalls häufig vor; zum Beispiel wenn Agnes im dritten Aufzuge sagt:

— — — Stunden lang hab ich
Gesonnen, wie ein jedes Blümchen
Zu stellen, wie das unscheinbarste selbst
Zu nutzen sei, damit Gestalt und Farbe
Des Ganzen seine Wirkung thue. Nun
Der Kranz ist ein vollendet Weib, da nimm
Ihn hin. Sprich: er gefällt mir; so ist er
Bezahlt.

Und ebenso, wenn Ottokar an einem anderen Orte spricht:

Ich fragte dich nach deinem Namen,
Du seist noch nicht getauft, sprachst du! — Da schöpfte
Ich eine Hand voll Wasser aus dem Bache,
Benetzte dir die Stirn, die Brust, und sprach:
Weil du ein Ebenbild der Mutter Gottes,
Maria tauf' ich dich.

Die Zeit, der solche Erstlinge zum Opfer dargebracht werden, zeigt sich ihrer unwerth, wenn sie sie nicht dankbar aufnimmt und den jungen Genius auf ihren Flügeln trägt, bis er erstarkt, und auf eigenen Fittigen sich über sie hinausschwingt [1]).

Schauspiel der Weltgeschichte [2]).

Wie ein ungeheuerer, verworrener, wild in einander gezerrter Knäuel erscheint die Geschichte, ein Schwindel erregendes Gewühl von kämpfenden Menschen und schlagenden Armen, von geschwungenen Schwertern, wehenden Fahnen, wogenden Helmbüschen, geballten Fäusten, und schnaubenden Pferden, und Blitze schlagen von Zeit zu Zeit durch die furchtbar aufgeregte Masse, und der Donner rollt, die Trompete schmettert, die Trommel lärmt, der Tod wühlt mit der Sense ergrimmt in dem rasenden Haufen, und Sterbende ächzen, Verwundete stöhnen, Weiber

[1]) Diese Worte von Görres gewinnen prophetische Bedeutung, wenn man auf den unglücklichen Ausgang Heinrichs v. Kleist sieht, der ja am 21. November 1811 in Wannsee bei Berlin, nicht in letzter Reihe aus Gram um sein Vaterland, durch Selbstmord endete.

[2]) Nr. 133.

wehklagen, und dann wieder Siegsgeschrei und Jubeln und Jauchzen; aber die Leichen sind still, die blutend niederstürzen in der brausenden, gährenden Masse, und der Todtenfluß schwemmt sie weg, und wie Luftblasen entsteigen immer neue Leben dem sprudelnden Borne und stürzen sich auch in den Kampf, und immer fort wütet der Krieg und immer arbeitet der Vulcan und stößt Dampf und Qualm aus, wenn er am ruhigsten ist, und wenn er tobt, steigt die Flammensäule über die Wolken hinaus. Wie die Sonne aber steht die Vorsehung am Himmel und schaut hinunter in den Sturm, und ihr Strahl wird die schwüle, trübe, aufgeregte Materie klären. Nur wenigen Glücklichen ist es vergönnt, sich herauszureißen aus dem Toben der Elemente und in besonnener Ruhe jene Klärung in ihrem eigenen Busen zu wirken; nur wenige mögen freien Blickes über das Getümmel sich erheben und den Zweck der Verwirrung begreifen.

Dramatische Phantasien von Sophie Bernhardi [1]).

Wie eine laue, warme Sommernacht von blassem Mondschein überflossen, so stehen die dramatischen Phantasieen von Sophie Bernhardi vor dem Sinne. Wie das stille, bleiche Gestirn, so schwebt die Künstlerin am Himmel ihrer Dichtung, aus der Höhe herab sendet sie den milden Strahl des dichtenden Gemüthes nieder auf das rasche, wilde Leben, und das Leben wird zum Traume, und das wilde Streben wird zum Sehnen, und die Umrisse zerfließen in den weichen Glanz, und die Gestalten, angeglommen in dem lichten Strahl, phosphoresciren in einem heilig zarten Schimmer, und still und verschwiegen gehen sie wie Nachtwandler einher, und ihre Schatten neben ihnen. Wie ihr Wesen, so ist auch ihr Thun und Handeln in eine phantastische Zerflossenheit verschwemmt, und die sonst schwere Masse ist dem Stoße des Lichtes schon beweglich, und wie die leichten Gewölke in der Höhe, die Wolkenschafe, so schweben sie unten an der Erde, und um sie her ist der Aether angelaufen mit der lichten Heiterkeit, und die Elemente, die vor dem Tage und der Sonne sich in die Tiefe flüchten und nur in ihrer äußeren Wirkung sichtbar bleiben, steigen mit dem Nachtdufte und den Nebeln aus der Verborgenheit herauf und baden sich in dem erfreulich kühlen Schimmer, und jubeln jedes in seinen Tönen und verkehren mit den Menschen, die in derselben

[1]) Nr. 150; Ueberschrift des Originals. Sophie Bernhardi war die Schwester Ludwig Tiecks und eine Schülerin der Romantik. Görres' Schätzung ihrer Poesie (vgl. weiter unten) ist übertrieben und erkünstelt; sie rührt aus Voreingenommenheit für die Romantik und ihre Nachtreter her; die „Dramatischen Phantasien. Drei romantische Schauspiele" erschienen Berlin 1804.

Quelle die poetische Verklärung trinken; und die Blumen und die Bäume, die am Tage schlafen und den Functionen ihres Lebens obliegen, wachen auf, und wie sie duften und wie die Blätter säuseln, und wie die Stengel nicken, so treten sie in vernehmliches Gespräch mit dem inneren Sinne, und wie ihre frommen, kindlichen Seelen in ihren zarten Gefühlen sich bewegen und nach ihrer Liebe gehen, bilden die Blumen und die Halme und die Büsche und die Bäume einen romantisch wunderbaren Chor, der sie freundlich überall umfängt und leise intonirend, harmonisch flüsternd den Rhythmus ihrer Schritte nach dem Ziele lenkt und sie bald in süßen Schlummer wiegt, bald wieder mit zarten Melodien weckt, und sie überall lenkt und warnt und führt, wie der höhere Chor den tragischen Heros. Aber dem betrachtenden Gemüthe, wenn es sich von dieser Zauberwelt umfangen läßt, ist wunderbar, seltsam heimlich zu Muthe; von einem lieblich süßen Wahne wie von einem halb durchsichtigen Gewölke umflossen, in die Dämmerung eingehüllt, fühlt es sanft von dem Zauber sich umstrickt, mit dem es das stille, leise Leben rund umher ergreift; es sieht sich gleichsam noch nicht gebrochen von dem Stengel, durch den es in die Blumenwelt und durch sie in die äußere Natur sich verliert; wie im Traume arbeitet es sich mit Anstrengung durch die lind zerronnenen Gestalten durch, die, auf Düften sich wiegend, es umschweben, und strebt umsonst, die bewegten Umrisse, die schwimmenden Bilder aus dem Strome der Träume heraus zu reißen, und wie die stillen Lichter um die Blüthen hüpfen, vom leichten Athemzuge geregt, von dem Seufzer der Sehnsucht angezogen, von dem lauten Worte abgestoßen, in die weite Ferne fliehend, und wie die irren Bilder durch die dunkeln Schatten schweifen, und die Formen wie wunderliche Gedanken vorüber eilen, und leise Stimmen fremde Töne summen, dann muß der Sinn auch oft wachend fragen, ob er träume, wie er häufig sich träumend fragt, ob er denn wohl wache. Oft freilich wird denn auch der Sinn ermüdet, wenn die Träume sich zu sehr in sich selbst verwirren, und die Nebel formlos auseinanderfließen, und ein mühsames Brüten an die Stelle der bunten Gestalten tritt, und leere Worte dem Geiste nachäffend uns umgaukeln, und das Gedicht sich zu tief in das Chaotische der Nacht eintaucht, denn nur der Abend und der Morgen hat freundliche Träume, die Mitternacht netzt mit ihrer Feuchte die zarten Schwingen der Phantasie und zieht styptisch sie zusammen, daß sie sich in ihrem Fluge hemmt.

Die erste Phantasie in diesem Buche, die Alte vom Bache, ist ein reizend verschlungenes Blumengehänge von Lilien und Rosen, mit zarter Hand gewunden; eine magische Nebelinsel trägt die Wurzeln der zierlich verzogenen Arabeske; wo sich die Stengel in sich zusammenbeugen,

und das Blätterwerk Oeffnungen läßt, sind mancherlei Vögel und Tiere kunstreich eingeflochten, nebst Kindern, die aus den Stengeln wachsen, und Zwergen, die mancherlei Grimassen machen, und Riesen, die die Gewinde stützen, und schöne Mädchen, die die Arme um die Zweige schlingen oder sehnsuchtsvoll den Geliebten sie entgegenbreiten, und ganz zu oberst in einem Blüthenkelche wiegt sich, in weiche Trauer um das Kind aufgelöst, Flerinda, und Leonell klettert an dem Blumenlabyrinthe auf, um zu der Geliebten zu gelangen, aber ein arger Zauber Flamantine's hält ihn gefangen und fesselt ihn an die Nebelküste. Doch die Beschwörung wird zerrissen, das Laubwerk löst sich in Düfte auf, und die Geliebte sinkt langsam wie eine reife Frucht herab. Reizend und lieblich ist die Idee der drei Lilien, die aus dem Wasser steigen, gefällig, musicalisch ist der Gesang der Vögel bei Gelegenheit der Bezauberung Leonells durch Flamantine, minder glücklich und steif gehalten aber ist der Kampf mit ihrer Schwester Aurella. Das Duett Rinaldo's und Rosalba's im Kerker des Riesen ist hingegen wieder echt südlich poetisch, und eben so rein und phantastisch das Einschließen Flerinda's in den Lilienkerker, und die Versteinerung alles dessen, was sich dem Zauberkreise nähert und nicht treue Liebe hegt.

Das herrschende Gefühl der zweiten ist Frömmigkeit: trefflich spricht sich die reine, treue, kindliche Hingebung im Monologe Lisardo's im Klostergarten aus, der mit den Worten endet:

Horch, leise spricht die Welt zu mir herüber,
Ich höre, wie ein Schäfer mit der Herde
An dieses Klosters Mauern zieht vorüber.
Durch dieser Glöckchen leise Töne werde
Ich in Gedanken noch einmal hinüber
Gezogen zu der weit entlegnen Erde.
Durch Bäume seh' ich Ludovico wandeln,
Für seinen Wahn, für seine Lieb' ihn handeln.

Die gelungenste unter allen möchte leicht die dritte, Frühlingszauber, sein, vielleicht veranlaßt durch den schönen Traum im Eingange Heinrichs von Ofterdingen[1]). Anlage, Ausführung, Colorit, Haltung und alles ist hier durchaus phantastisch; wie einer alten Schule das Wasser das Element der Philosophie war, so ist es hier das der Liebe und der Poesie, die Gefühle lösen sich alle in dies bewegliche Medium auf, und die Gemüther streben ihm sehnend zu und wollen sich in seinen Schoß ergießen, wie die Flüsse in das Meer.

Trefflich fügen sich übrigens die Worte unter den Händen der Dichterin zum Rhythmus aneinander. Der ganze Luxus der Metrik ist

[1]) Novalis Schriften, herausg. v. L. Tieck u. Fr. Schlegel. 5. Aufl. 1837, I, S. 6—9.

in ihrem Werke ausgelegt, wie denn auch diese poetische Putzmacherkunst eine wahrhaft weibliche Kunst ist, und unter der zarten Berührung der Frauen vorzüglich jene Geschmeidigkeit und jenes Gefügige erhalten muß, das sie dem Ohre wohlgefällig macht.

Lessing und Friedrich Schlegel [1]).

Durch die Herausgabe der Fragmente von Lessings Schriften [2]) hat sich Fr. Schlegel ein wesentliches Verdienst um die Literatur erworben. Lessing war wie die Nießwurz, die auf den Hügeln blühet, wenn die Felder weit umher noch mit Schnee bedeckt sind; wie sie sollte er die Köpfe seiner Zeitgenossen reinigen und sie befreien von den bösen Dünsten und den vielen wässerigen, kalten, schleimigen Feuchtigkeiten, die sich auf sie geworfen hatten. Es war eine kahle, traurige Zeit für die Poesie, Lessings Zeit; der Irrstern der französischen Literatur, der um das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten in Frankreich aufstieg, und in dem nichts als das auseinander gebrochene Bild dieses bornirten, engherzigen, geschnürten, aber die Majestät gut repräsentirenden Fürsten erschien, streckte seinen Schweif über Deutschland herüber, und erstickte in seinen Dämpfen den schwachen Funken von poetischer Originalität, der dort noch glimmte, und die gegossenen Gänse und Nymphen und Oreaden in den großen Kunstwasserwerken gossen nun Ströme dieses Elementes aus, und in dem seichten Gewässer hockten in aller Behaglichkeit die deutschen Karpfen, und saßen fest auf dem Grunde, und rührten sich nicht, und fraßen Schlamm und wurden fett dabei. Es mußten welche von mehr thätiger, selbstständiger Natur, aus dem Hechtgeschlechte aufstehen, und unter sie fahren, und sie aus dem Moder herauf treiben, wenn sie genießbar werden sollten. Von diesem Geschlechte war Lessing für seine Zeit das, was sein Herausgeber für die gegenwärtige ist. Das Feuer seiner inneren Natur machte das Wasser um ihn her verzischen, und trockenen Fußes wandelte er durch die allgemeine Sündflut hindurch. Seine Polemik war eine richtige Haltung; ein besonnenes, kaltblütiges, unverrücktes Blicken in das Auge seines Gegners; ein geschicktes, gewandtes Auspariren ihrer meistens so plumpen, ungelenken Angriffe, und ein dagegen richtig abgemessenes, kräftiges Ausfallen auf jede Blöße, die sie gaben. In der Kunst, in der Religion und überall verfolgte er selbständig seinen Gang, durch die Mitte der entgegengesetzten Parteien hindurch, in die gewöhnlich bei jeder neuen, großen Idee, die in das

---

[1]) Nr. 151.

[2]) „Lessings Geist aus seinen Schriften oder dessen Gedanken und Meinungen zusammengestellt und erläutert von Friedrich Schlegel." 3 Bde. Berlin 1804.

Zeitalter fällt, die Mittelmäßigkeit sich zersetzt; sie sahen ihm verwundert nach, wie er durch ihre Reihen ging, stolz und keck, ohne rechts auszubeugen oder links; sie sagten sich beide los von ihm, und hätten ihn gern gemißhandelt, die Wahrheit aber entrückte ihn ihren Augen. Sein Genie war nicht jenes allumfassende, kosmische, das immer nach dem Grenzenlosen treibt, sondern von beschränkterer, mehr individueller Natur; ein Vermögen, das ich doch nicht mit Schlegel mit dem Namen combinatorischer Witz bezeichnen würde, sondern vielmehr Geist schlechthin nennen möchte, und den in demselben Grade wie Lessing auch Leibnitz besaß; nur daß es sich bei dem einen mehr im Aesthetischen, bei dem anderen mehr im Wissenschaftlichen offenbarte. Lessings Genie lag so zu sagen nicht in ihm, sondern im Alterthume und seinen Kunstschöpfungen. Die Antike begeisterte ihn, im unverrückten Schauen auf diese Bildungen sind seine eigenen ästhetischen Gestaltungen geworden. Indem der Strahl der alten Kunst hineinschien in sein Gemüth, malte sich inwendig die moderne Welt, die ihn umgab, im Lichte der Vergangenheit; während die anderen gleichzeitigen Gestaltungen meist nichts als matte Schatten sind, die das kümmerliche, trübe Tageslicht hinter die dunkeln ungeformten Massen warf. Daher sind seine poetischen Schöpfungen nicht Werke, in denen die Lebensflamme von innen heraus selbständig brennt und strahlt, sondern das bildende erscheint von außen hinein erwärmt, und in der Concentration der Begeisterung gleichsam zum Rothglühen gebracht, und strahlt nun Wärme um sich her, als ob es davon die Quelle in sich trüge.

Wir bezeichnen den Sinn und die Empfänglichkeit für die höhere Kunstschönheit analogisch mit der Function eines tieferen Sinnes, mit dem Namen Geschmack; wenn es erlaubt ist, auch die Modificationen des Höheren mit den entsprechenden Gradationen des Tieferen zu bezeichnen, dann möchte ich den Eindruck, den sein Nathan auf mich macht, am nächsten mit der reinen Milch vergleichen, gefällig für den Gaumen, lind und mild und nährend, nicht berauschend, nicht begeisternd, wie jene Flüssigkeit, so ist auch dies Drama; in der Emilia Galotti hingegen hat diese Milch die geistige Gährung schon bestanden, und sie ist nun zum erregenden, belebenden Getränke geworden, das dann, um das Wortspiel fortzusetzen, wie jener Wein Liebfrauenmilch heißen kann, da das tatarische Kumiß dem Ohre etwas ungefällig klingen würde.

Die Bemerkungen, die der Herausgeber beigefügt hat, bilden einen trefflichen Commentar über Lessing und seine Zeit, und sind für sich schon, ohne weitere Beziehung, reich an Ideen, und Ideen weckend. Nur in dem, was er bei Gelegenheit der Auszüge aus dem Laokoon äußert, kann ich auf keine Weise mit ihm übereinstimmen. Es betrifft eine

Untersuchung, die schon früher auch in diesen Blättern[1]) verhandelt ward, das Verhältniß nämlich der Malerei zur Plastik, und den Rang und die Würde, in denen eine der anderen untergeordnet werden soll. Schlegel gibt der Malerei den Vorzug vor der Plastik, und ordnet sie dem Unendlichen weit näher zu, als diese, die er mehr im Endlichen befangen glaubt; ich hingegen stimme mit Benvenuto Cellini, daß der Plastik die höhere Stellung zukomme, und daß die Malerei ihr in einer tieferen Dignität sich unterordne. Nach dem, was bei jener Verhandlung die alten Künstler aus ihrer praktischen Erfahrung und ihrem individuellen Gefühl zur Entscheidung jener Streitfrage beibrachten, mag daher auch hier vernommen werden, was die Theorie der neueren Zeit über diesen Gegenstand auszumitteln vermag, und das Folgende mag als fernerer Beitrag für jene Untersuchung aus diesem Gesichtspunkte dienen.

Malerei und Plastik[2]).

In allem menschlichen Thun ist fürs Erste eine höhere Einheit zu bemerken, in die alle Mannigfaltigkeit der Tiefe sich verliert, und von der, wie aus der Urquelle, alle Verschiedenheit in der Unterwelt ausgeht, und zweitens ein Gegensatz in dieser Welt, der, wie er sich in sich selbst vermittelt, so wieder durch jenes Höhere vereinigt wird. In der Kunst überhaupt wird nun jene höhere Einheit durch die Poesie repräsentirt, der Gegensatz in der Tiefe durch jenen zwischen Musik und bildender Kunst, der aufgehoben liegt in jener Einheit, und sich in der mimischen Kunst des Schauspielers nach dem Vorbilde jener Einheit wieder in sich selber neutralisirt. Musik ist Kunstäußerung im Zeitlichen, bildende Kunst Wirkung des Gemüthes im Räumlichen, Mimik die Wiedervereinigung beider, der Zeit und des Raumes, in der reinen Bewegung. Die Poesie aber ist über Raum und Zeit, insofern sie vom Bildlichen unabhängig ist, und dieses vielmehr selbst bedingt; sie ist außer der Zeit, insofern sie unabhängig von dem modulirten Tone ist, im Bild und Tone aber allein greifen Raum und Zeit über in das Gemüth, und erhalten Kunstbedeutung. Die Poesie ist um so mehr noch erhaben über das Product beider, und die dramatische Handlung ist freilich das treffendste Abbild dessen, was in der Poesie wesenlos verborgen ist, und das beste Symbol des Verbundenseins der entgegengesetzten Kunstgeschlechter, das sie charakterisirt, aber es ist darum doch einseitig, wie auch Schlegel

[1]) Vgl. Aurora 1804, Nr. 59, 60, 69, 70, 73, 80: „Rangstreit der Malerei und Skulptur. Ein kleiner Beitrag zur Biographie des Benvenuto Cellini."

[2]) Nr. 152. Aehnliche Auseinandersetzungen und Konstruktionen wie hier hatte Görres schon in seinen „Aphorismen über die Kunst" 1802 vorgetragen; über seine Beziehungen zur antiken und italienischen Kunst vgl. die Einleitung.

bemerkt, mit Leſſing das Weſen der Poeſie in fortgehende Action zu verſetzen; ſie kann vielmehr eben ihrer höheren Dignität wegen mit gleicher Befugniß ganz muſicaliſch oder ganz darſtellend, malend oder handelnd ſich offenbaren, nur daß ſie heraustretend aus ihrer Einheit dieſe nie verliert, und ſich nicht bedingen läßt von Zeit oder Raum, ſondern beide ſelbſt immer in Abhängigkeit erhält. Man kann daher nur als Princip aufſtellen, daß es am leichteſten und wirkſamſten für die Poeſie ſei, in ihrem unmittelbaren Abbilde, der Handlung, ſich zu manifeſtiren, und Homer hat hier wie überall richtig gefühlt, indem er ſeine Dichtung meiſtens in dieſem Medium ſich bewegen läßt; allein ſie iſt nicht ausſchließlich in dieſem Kreiſe eingebannt; ſie mag ſich mit gleicher Freiheit in der Region des Wohllautes regen, wie in jener der Geſtaltungen, wenn ſie nur darüber ihre höhere Beziehung nicht verliert. Es war daher ein höchſt einſeitiger Vorwurf, den man Schlegeln und ſeiner Schule in einem critiſchen Blatte des Südens gemacht hat, daß ihre Poeſie eine muſicaliſche ſei; eben ſo einſeitig wie der von ihm ſelbſt früher Jean Paul'n gemachte, daß er häufig muſicire. Das iſt der Vorzug aller höheren Weſen, daß ſie die Geſtalt der ſterblichen Naturen annehmen können nach ihrem Gutbefinden, daß ſie willkürlich unter der Form dieſes oder jenes Geſchlechtes erſcheinen mögen; während das Tiefere an die Endlichkeit gefeſſelt iſt, an die Schranken ſeiner Perſönlichkeit, und ſie nimmer überſchreiten kann. So mit der Poeſie und ihren Projectionen der Muſik und der bildenden Kunſt.

Tragen wir das Prinzip jener vierfachen Beziehbarkeit wieder über in die bildende Kunſt insbeſondere, dann finden wir dieſelbe relativ unbedingte Einheit, nur freilich auf der tieferen Stufe, und denſelben bedingten, wieder in ſich vermittelten Gegenſatz. Was am meiſten von der Einheit hat und inſofern der Poeſie im Räumlichen am nächſten kommt, iſt die Plaſtik; worin am meiſten von der Muſik und vom Zeitlichen liegt, iſt die Malerei, die ein völliges Analogon der Tonleiter in der Farbenſcala des Colorits zeigt; was hingegen im Bilde am reinſten und unmittelbarſten die räumlichen Verhältniſſe ausdrückt, das iſt die Baukunſt. In der Plaſtik iſt alles in völliger Homogeneität verſchlungen, in eine urſprüngliche Einheit aufgelöſt, was in den anderen bildenden Künſten vielſeitig geſchieden in Differenz auseinander geht. Die Apotheoſe der menſchlichen Natur iſt ihr einzig würdiger Gegenſtand; unter ihrem Zauber wird der rohe Marmor mit dem Ideale gleichſam vollgetränkt, und das Göttliche regt die widerſtrebende Materie in ſanft bewegtem Fluſſe. Dieſe Kunſt verſchmäht daher den Reiz der Farbe und des Colorits, eine bemalte Statue erſcheint ſchon dem ungebildeten Sinne durch den falſchen Prunk entehrt; ſelbſt dem Ausdrucke

des Auges, insofern es ihn seinem Colorit verdankt, entsagt sie, im Bewußtsein ihrer höheren Würde, willig. Wie die Sonne im weißen, klaren Schimmer strahlt, so das Marmorbild; denn die gleichförmige Klarheit ihres Wesens kann sich nur in dem homogenen, ungebrochenen weißen Lichte spiegeln, und erst am Irdischen bricht sich dies Licht zur Farbe, im Irdischen zersetzt sich daher auch erst die reine Form der Plastik in die Mannigfaltigkeit des Colorits, und der feste Stein wird in die Tinten des Pigments vertrieben. Erst am Irdischen erscheint mithin die Malerei, indem die Einheit sich durch den Wechsel in der inneren Gradation in Farben spaltet; eben dort tritt auch die Baukunst, und zwar eine Stufe tiefer noch, der Malerei subordinirt, wie diese der Plastik, hervor, wenn das Gespaltene in die Differenz der geometrischen Formen und das Colossale auseinander geht. Das Wesentliche der Malerei ist daher das Historische; die Begebenheiten, wie sie in der Zeit sich folgen, soll sie in räumlichen Verhältnissen bildend aufbewahren; die inneren Motive, wie sie in den Handlungen treibend wirken, soll sie in dem Farbenspiel dem Auge symbolisch sichtbar machen und die innere Folge durch den Ausdruck des äußeren Nebeneinanderseins gleichsam parodiren. Und wie die Malerei in der Ruhe der Materie den Wechsel des Lebens und den Fluß der Zeiten bildet, so wird hingegen die Baukunst die starre Ruhe der Natur und das stille Ausgespanntsein des Aethers darstellen müssen. Ein Tempel ist das weite Universum im Kleinen nachgebildet, in die Kuppel hat das unermeßliche Firmament sich zusammengezogen, und wie die Berge den Himmel stützen, so die Säulenreihen jene Kuppel; ein alter römischer Circus, spiegelt er nicht den ganzen Erdkreis wieder, wenn auf seiner Arena die Kämpfer mit gewaltiger Kraft sich den Preis abringen, und die Wagenrenner in wilder Eile nach dem fernen Ziele fliegen, und auf cirkelförmigen Sitzen das Volk theilnehmend dem Kampfe zusieht und sich für und wider in Parteien theilt? Oder auch die Baukunst kann man gleichsam die vegetabilische unter den Künsten nennen; die verschiedenen Säulenordnungen sind nämlich nichts als plastische Nachbildungen des Baumes und seiner Krone, idealisirt gleichsam zum Universalen hin, nach dem Zwecke der Kunst, insofern das Gebäude selbst eine kleine Welt vorstellen soll.

In der indischen Baukunst finden wir daher die dortige Palmenvegetation auch wieder; in der entgegengesetzten gothischen das Nadelholz des Nordens, Tannen und Fichten stellen die schlanken, dünnen, in vielfach gespaltenes Astwerk auslaufenden Säulen vor, und überall treten noch in den vielen Spitzen und durchbrochenen Verzierungen der Gebäude die Nadeln selbst hervor. Nur der griechischen Architectur ist die

höhere Idealisirung, die in jenen beiden angedeutet ist, vollständig gelungen, sie hat den Character der Pflanzengattung vertilgt und nur den des Geschlechtes übrig gelassen. Die Malerei wird hingegen vorzüglich das in sich freie und nur von oben her beherrschte Leben bilden, wie es in seinen verschiedenen Aeußerungen als willkürlich sich selbst bestimmend, oder auch von außen hinein bedingt, thätig wirksam erscheint; das Geistige also, insofern es der materiellen Natur entgegensteht und als lebendige Kraft in sie hinübergreift, fällt daher in ihre Sphäre. Doch mag sie eben ihres höheren Ranges über die Baukunst und ihres weiten Umfanges wegen auch in die Region der Materie bildend einwirken, die großen Scenen der Natur mag sie ergreifen und auf eine lebendigere Art sie wiedergeben, als die Architectur es vermag; sie wird dann als Landschaftsmalerei erscheinen, die nichts als die höhere Dignität und das Element der Baukunst ist. Die stille, bedeutende Erhabenheit, die ewige Jugend und die ungetrübte Heiterkeit der seligen Götter und das Göttliche, insofern es, in die Tiefen des Menschlichen versenkt, dort durch reines Ebenmaß und besonnene Ruhe sich manifestirt, ist hingegen der eigentliche Vorwurf des Plastischen; nicht die unruhvollen, immer regen Fluxionen des Gemüthes in der Zeit, nicht das träge zur Ruhe gebrachte Schweben im Raume prägt sich in ihren Formen aus, sondern das, was jenes Fließen und diese Ruhe bedingt, worin gleichsam die Anfangspunkte beider Evolutionen liegen, das sie daher potentialiter in sich beschließt, und das, je nachdem es sich selbst bestimmt, nach dem einen oder anderen hin willkürlich ausschlagen kann. Die unumwölkte Heiterkeit, die von den hohen Göttergestalten strahlt, ist daher der Ausdruck der Fülle ihrer inneren Natur, die erhaben über jedes Einzelne, sich frei in jede Individualität ergießen kann; in ihren Händen tragen sie die Unendlichkeit, und wie sie die verschlossenen öffnen, entschlüpft ihnen jegliches Endliche wie die Quelle den Gebirgen; nicht einzelne Schätze besitzen sie, sondern das Geheimniß des Steines der Weisen selbst, der den schlechtesten Stein in Gold verwandeln kann. Jene erhabenen Bildnisse, wie sie in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen den ganzen Kreis des Göttlichen umschreiben, sind daher die eigentliche Seele und die Mitte der darstellenden Kunst, denn in ihnen ist die Idee am ursprünglichsten und reinsten ausgebildet, die in der Malerei an der Trübung der Farbe sich bricht und in der Baukunst im Unorganischen beinahe ganz erlischt, in die daher auch die Extremitäten des großen Kunstkörpers fallen, dessen Haupt und höhere Bildungen jene hohen Gestalten vorstellen. Aber eben weil die Plastik für die bildende Kunst das ist, was die Poesie der Kunst überhaupt ist, eben darum kann sie wie diese ihre Sphäre auf den ganzen Kreis des Bildsamen

erweitern, wenn sie die innere harmonische Stimmung durch das Heraustreten eines Grundtones löst, dann mag sie in die eine oder die andere Tendenz ebenso übergehen, wie jene malend oder musikalisch werden kann. Daher sind Bilder voll Leben und Handlung, wie Laokoon und Niobe und selbst andere Gestalten, wie der sterbende Fechter, keineswegs von ihrem Cyclus ausgeschlossen. Insbesondere aber geht die Plastik ins Historische über, da wo ihre Form auch sich in die der Malerei verliert, im Basrelief nämlich, wo sie mit identischem Marmor malt, die Zeichnung immer noch einzig ist, die in der Malerei sich in die Gegensätze — Colorit und Helldunkel — zerlegt, wovon nur das letzte schon hier hervorzutreten beginnt. Selbst zur Baukunst steigt sie gewissermaßen unmittelbar durch die Arabeske nieder, insofern diese in ihrer Technik plastisch ist und in ihren seltsam verschlungenen Ramificationen ihre gänzlich vegetabilische Natur bekundet. Umgekehrt aber wird die Malerei nur unvollkommen und die Baukunst gar nicht zur Höhe der Bildnerei sich erheben können. Die Gestalten, die uns jene malt, sind gleichsam nur die farbigen Schatten der Marmorbilder, und in dieser gar verwandelt die Kunst die lebendige Gestalt unter ihrer Umarmung in sprossenden Lorbeer, wie Apoll die Daphne; den Lorbeer aber vermag sie nimmer durch Lösung des Zaubers wieder zu beleben und zu begeistern.

Die höchste Anstrengung, die in der neueren Zeit die Malerei gegen die Plastik hin gemacht hat, möchten wohl Raphaels Madonnen und Michel Angelos Gott Vater sein.

Nicht siebenmal höher ist daher die Plastik zu achten, als die Malerei, wie Benvenuto glaubt, sondern siebenundsiebenzigmal, oder vielmehr unvergleichbar höher, und das zwar nicht der größeren Mühe und Anstrengung wegen, die die Bearbeitung kostet, nicht um der mehreren Ansichten willen, die die Bildsäule gibt, als das Gemälde, sondern weil die Plastik ihrem innersten Wesen nach der Idee näher ist und dem Höheren mehr verwandt, die Malerei hingegen eben wie die Baukunst mehr dem Begriffe und dem irdischen Thun. Den Erdenstaub fügt des Malers Sinn zusammen, und Staub ist Endliches. Dem Bildner ist der Stoff in seinen chemischen Verhältnissen fremd; der höheren physischen bedarf er nur, damit sie die Träger seiner Ideen werden, und die Ideen wählen gern eine ideale Fülle, ungeachtet auch die niedrigste ihren Adel nicht verdunkelt. Die Plastik ist der Sonne zu vergleichen, die in die irdischen Regenwolken scheint, die Malerei aber dem reflectirten Bilde, das sich von ihr in den Wassertropfen als Regenbogen malt.

Aus dem Jahre 1805.

Glauben und Wissen*).

Die Pforten des Lebens schlagen auseinander, und aus dem Dunkel, das still und heimlich hinter ihnen liegt, heben unsichtbare Geisterarme das schlafende Kind herauf und legen es sanft in den Eingang nieder. Da küßt der erste Sonnenstrahl das Antlitz des Neugeborenen, und lächelnd grüßt die Welt den jungen Ankömmling; aber durch die offene Pforte flattern freundliche Genien herbei; die Mutterliebe hat aus den Tiefen der Ewigkeit beschwörend sie hervorgerufen und in schöner Geschäftigkeit regen sie sich um des holden Säuglings Wiege, jegliche Gefahr wehren sie von ihm und weben zarte Träume, in die sie Vergangenheit und Zukunft, die Ansichten des Lebens, seine Poesie und seine Anschauungen wie weiche Rosenknospen flechten, und wehen den Kranz, in milde harmonische Laute aufgelöst, dem jugendlichen Gemüthe zu, daß sein Entzücken sich in dem sanften Lächeln malt, das auf des Säuglings Wangen spielt und um seine Lippen schwebend ihn verklärt. Durch das ganze frohe Kindesalter flattern die freundlichen Gespielen dem zarten Wesen liebkosend zur Seite; in kindischem Geschwätze erklären sie ihm die stumm verschwiegenen Hieroglyphen des Lebens, die Bildersprache, in der die Natur mit ihm sich unterhält; alle kleinen Kinderfreuden laden sie zusammen und lassen sie um den Liebling gaukeln, alle glimmenden Gefühle fachen sie in seiner jugendlichen Seele an; alle schlummernden Empfindungen wecken sie mit sanften Worten auf, und wenn sie dann erwachen, sehen sie sich von einer phantastischen Zauberwelt umfangen: überall nicken ihnen liebliche Blumen freundlich zu und aus den Blumen strecken überall dem Kinde kleine Engelgestalten einladend die Arme hin und wollen es umarmen, und alles glüht brennend in schönen hellen Farben, mit Gold besäumt, von reizenden Tönen durchklungen. Aber da, wo sich die Zeiten scheiden, wo das Kind zum Jüngling wird, da müssen auch die lieben Jugendgefährten scheiden; weinend klammern sie sich an den Liebling fest, der sie nicht lassen will; sie gehen und kehren wieder; aber der Vater, in ihm die Wahrheit, winkt streng und fest, und sie müssen trauernd von einander lassen und die Himmlischen wieder zurück zur Heimath kehren. Eine zweite

*) Ein neueres Werk des Herrn Professor Görres, welches in Zeit von vierzehn Tagen im Verlage der Schererschen Buchhandlung erscheinen wird, und wovon diese Einleitung als eine Probe der darin herrschenden warmen und kräftigen Schreibart dem Leser willkommen sein dürfte.

Schaar ernſterer Genien geſellt ſich dem Verlaſſenen, Einſamen zu; über Höhen führt der Pfad, aus der Dämmerung der Gefühle in den lichten Aether der Erkenntniß hinauf, in die Fernen des Alls dringt der Blick unaufgehalten vor; die Unermeßlichkeit ſchlägt ihren Sternenmantel auseinander, entlegene Welten thauen in Lichttropfen hernieder auf das Auge und die Tiefen des Geiſtes durchblitzen andere höhere Sonnen, entlegene geiſtige Welten dämmern dort in matten Lichtnebeln trüb und dunkel auf. Und unten um den Fuß der Alpe liegt das Leben ausgebreitet und in ſeinen Schooß führt hinab der Weg; da weckt der Ruhm, da ringt die Kraft, da toſt der Krieg, die Stärke herrſcht, die Energie gebietet, hinunter zieht es den Jüngling in den Sturm. Aber noch blickt er ſehnend nach dem fernen Morgenlande zurück; da ſieht er die lieben Geſpielen ſeiner Jugend die Monumente der Vergangenheit umſchweben, unter den Blumen ſind ſie zurückgeblieben die freundlichen Flügelkinder, am Himmel ſtehen wie goldene Wölkchen die zarten Träume, die ſie webten, und ſchwermüthig bewegt horcht er den verklungenen Lauten, die wie ferne Echo's von dort her zu ihm herüber tönen. Und die geflügelten Kinder ſtehen von ferne und reichen winkend die Arme zu ihm hinüber und ſchweben flatternd näher und die Echo's werden kürzer; da fällt blitzend eine Flamme vom inneren Himmel herunter und ſchlägt in den äußeren hinein und verwandelt iſt die Umgebung: Die Blumen des Frühlings ſchließen ſich von neuem auf und duften ſtärker, die ernſten Genien ſpielen die Spiele der Jugend und die Genien der Jugend tändeln ernſthaft geſchäftig mit Maßſtab und Cirkel, und der lieblichſte, der freundlichſte umarmt zart umfangen den trunkenen Jüngling in der Geſtalt der Geliebten und wie ſie ſich umfaſſen, iſt die Vergangenheit mit der Gegenwart eines geworden, und die Wahrheit mit der Schönheit, und die Anmuth mit der Kraft in Liebe. Und gemeinſchaftlich ſteigen die Verbundenen nun hinab ins wilde Leben und kämpfen ſeine Kämpfe mit, und ringen mit nach dem großen Ziele, das der Menſchheit aufgegeben iſt und bewegen ſich mit um das ferne Ideal; aber in dem kleinen Kreiſe, in dem ſie ſich um ſich ſelbſt bewegen, iſt nicht Hader, Zwiſt und Krieg: ein neues, junges, friſches Leben ſproßt freudig in ihm auf und die Unſchuld feſſelt in ihrem Schooße das Loſungswort des Krieges, und alle Zwietracht ruht, ſo lange ſie das Wort bewahrt.

Das iſt das Menſchenleben und das im Einzelnen die Geſchichte der Menſchengattung! Da, als unſere Zeit begann, da wurden die göttlichen Myſterien zum erſten Male gefeiert, da ſtanden die Geſchlechter auf in Gott und aus ihm ging die Welt und alles, was in ihr begriffen iſt, die Subſtanzen und die Geiſter allzumal hervor und traten

in die Zeitlichkeit. Da ward auch die jungfräuliche Erde vom Geiſte zum erſten Male befruchtet; Funken des Geiſtigen fuhren nieder in die irdiſche Subſtanz, die ſelbſt vom Sonnenprincipe ſchon durchdrungen war und unter dem brauſenden Gähren, das den Schöpfungsact umglühte, öffnete ſich der Schooß der ſchwangeren Erde und die organiſirte Natur trat, eine Zwillingsgeburt, ans Licht hervor. Die ſtille, liebliche Pflanzenwelt ſtieg zuerſt aus dem gebärenden Schooße herauf und ließ nicht von der Mutter, die Thiere kamen zunächſt hervor und zwar die dem Pflanzengeſchlechte verwandten zuerſt, dann ſpäter und ſpäter jene, die des Geiſtigen mehr in ſich tragen; die Urkraft war gezählt und jedem ſein Theil vertraut; die letzte und kräftigſte Zuſammenziehung aber brachte den Menſchen herauf, ungezählt ward dem die Kraft zugetheilt, in ſeinem Leben lebte alles Leben, ihm ward der Sinn verliehen für das Ueberirdiſche, eine Blume einer höheren Natur, die ihren Kelch der ewigen Sonne, der Gottheit öffnet und ihre Strahlen trinkt. Und in der Mutter pulſirte froh das warme Herz, das höher ſchlug, und an ihrem Buſen lag der Liebling und ſchwelgte in den Schätzen, die ſie für ihn heraufgetrieben hatte, und zart und ſorgſam pflegte ſie ſeine Jugend und brachte Nahrung, Spiel und Freude ihm und ſtattete ihn mit Geſundheit aus, daß er froh und kräftig ſproßte und wuchs; und alle Götter freueten ſich, wie ſie, eine göttliche Madonna mit dem geliebten Kinde, ſchwebte. Und wie der Vater das junge Geſchlecht wachſen und gedeihen ſah, da ſandte er ihm höhere Weſen, Sonnengeborne als Geſpielen zu Die pflegten ſorgſam die höheren Kräfte, ſie lehrten ihm die Sprache, damit es ſeine Gedanken in ſie kleiden möge, ſie wandelten mit ihm durch Blumen und es lernte die Geheimniſſe der Natur in ihnen leſen, die gebrochenen Laute der Elemente vernahm es horchend unter ihrer Leitung und die Weiſe lernte es verſtehen, wie aus Liebe und Haß das All geworden iſt, in die Geheimniſſe der Götter war der unbefangenen Unſchuld noch der Blick vergönnt.

Aber als das jugendliche Geſchlecht erwachſen war und in ſeiner Kraft ſich fühlte, da regte ſich der wilde Freiheitsdrang, die gewaltigen Triebe wachten auf und die zerſtörenden Leidenſchaften, und mit ihnen kam der Krieg in dieſe Welt. Da mußten die Kinder der Sonne ſcheiden, die Erde zog ſich in ſich ſelbſt zurück und nur in der hohen Mythe lebten die Göttlichen fort und wandelten unter den Sterblichen; in ihr ward das Andenken des goldenen Jugendalters aufbewahrt, und was die Himmliſchen den Erdgeborenen lehrend mitgetheilt, die Wahrheit war in ihre Allegorien eingehüllt und der ganze offene Himmel in ihr abgeſpiegelt. Und mit der edeln Mitgabe, die ihm die Götter gönnten, warf das freigeborene Geſchlecht ſich in die Strudel des Lebens hin, von wilden,

empörten Kräften aufgeregt, taumelt es durch die Geschichte durch, nach Jahrtausenden fluthet und wogt die Menschheit, noch ein stürmisch bewegtes Meer, aus dem immer noch die göttliche Aphrodite nicht steigen will. Dann noch dauert der wilde Zwist, noch hebt das Geschlecht das Haupt nicht in höhere Regionen, in der Tiefe reibt es sich selbst in grausamer Verworrenheit, wie von Fieberwahn geblendet, auf; wenige nur mögen ihr Inneres dem milden Strahle des Göttlichen erschließen, wenige nur mögen mit dem Irrthum ringen und der Götterfabel die Wahrheit abgewinnen. Und wie ein erhabenes großes Meteor steht die Mythe fern am Morgenhimmel, durch das Lichtgewölke bricht die Sonne der Ewigkeit hervor, aber mit der Sonne kämpft der Nebel, der auf der Erde liegt und trüb und dumpf die Menschen umhüllt, daß sie nicht den reinen Aether mit seinen Sternen schauen und tastend das Gröbste nur begreifen; und noch ist dieser Nebel nicht bezwungen, stellenweise zerreißt ihn die Nacht des überirdischen Lichtes nur, und in wessen Seele dann die Klarheit erscheint, dem ruft sie aus der Nacht eine wundersame Zauberwelt herauf und die Glanzwelt erscheint ihm als sein Jugendland, und tiefe Rührungen ergreifen ihn und verhüllte Erinnerungen ziehen am Gemüthe vorüber und es kann sich nimmer auf das Wort besinnen, bei dem es die Ziehenden beschwören möchte. Aber schnell verschwindet der Zauber wieder und die Menschen glauben die Geschichte nicht, sie alle treibt ein unerklärbares Sehnen nach dem Höheren hin; aber die innere Stimme mißverstehend, beten sie die Wolken an, die durch ihren Dunstkreis ziehen und die Schätze, die die Erdgeister ihnen bieten. Denn noch ist die Zeit der hohen Liebe nicht gekommen, noch sind die Nebel nicht gefallen, noch sind die großen Räthsel nicht gelöst, der Irrthum hält die Wahrheit immer noch gefangen, die Kräfte sind noch nicht zum Ebenmaß gebracht, fruchtlos sieht das unwürdige Geschlecht nach Morgen hin, von wo die göttliche Geliebte ihm kommen soll, die Erde bleibt immer in sich selbst verschlossen; verborgen, fern von dieser Zeit sind die Wunder der Vergangenheit und die göttlichen Gestalten, die in der Jugendwelt unter den Sterblichen wandelten.

Und kennt[1]) ihr das Land, wo die jugendliche Menschheit die frohen Kinderjahre lebte, wo die Feuersäule stand, in der die Götter zu ihren Lieblingen herniederstiegen und sich in ihre munteren Spiele mischten? Kennt ihr das Land, wo die junge Phantasie zuerst in den

[1]) Von hier an Nr. 2: „Glauben und Wissen. (Beschluß.)" Das Folgende ist das früheste Zeugniß von Görres' Beschäftigung mit der Mythologie und eine der frühesten und schwärmerischsten Würdigungen indischer Dichtung überhaupt in Deutschland. (Vgl. die oben angeführte Schrift des Herausgebers, S. 45 f., 66, Anm. 4.)

Blüthendüften sich berauschte, und in dem süßen Rausche der ganze Himmel in zauberische Visionen sich ergoß?

Kennt ihr das Land, wo die schönen Bilder lebten und wandelten, die tief in unserer Seele wie ferne Schatten schweben und in ihrer Ferne noch uns mit unendlichem Reize an sich ziehen und als Ideale über allem unserem Thun und Bilden stehen und ein unnennbares Sehnen, wie nach der fernen Liebe, in uns wecken? Nach dem Morgenlande, an die Ufer des Ganges und des Indus hin, da fühlt unser Gemüth von einem geheimen Zuge sich hingezogen, dahin deuten alle die dunkeln Ahndungen, die in seinen Tiefen liegen, und dahin gelangen wir, wenn wir dem stillen Strome, der in Sagen und heiligen Gesängen durch die Zeiten fließt, bis zur Quelle folgen. Im Morgenlande, da ergoß der Himmel in die Erde sich, da zündete das junge Leben sich am hohen Götterfunken an und glühte warm und blendend auf; da schlug am nächsten das Herz im Busen der Natur, und da lag das junge Geschlecht saugend an der Mutter Brust; da fielen die Strahlen der höheren Sonne senkrecht auf und entlockten dem warmen Gemüthe die geistigen Gewürze; dahin, wo die Götter unter den Ambrablüthen wandelten, dahin möchten wir wieder ziehen, wenn ein tiefes Sehnen und ein unendliches Gefühl uns in seine Aethertiefen lockt. Schlafend hatte die Gottheit im All sich offenbart, da offenbarten nachschaffend die Götter sich in der heiligen Mythe; Indiens reiche, kräftige Natur schwellt in dieser Mythe üppig uns entgegen, zarte, wunderschöne Blüthen; seltsame Blumen, die aus fremden Augen uns ansehen, und in fremden Sprachen zu uns sprechen, winden mit einem saftreichen, lebensvollen Laube sich zusammen; die heilige Lotus, die ihren Busen dem Kusse des Mondes öffnet, steht bei stolzen Palmen, die ihre Wipfel in die lauen Lüfte tragen, und auf den Zweigen wiegen sich wunderbare Vögel, deren Gefieder in brennenden Farben glüht; unten schreitet der verständige Elephant daher, und erhabene und weiche, erschütternde und zarte Laute ziehen durch die Zweige wie fallende Blüthen einer anderen Welt, die nicht im Raume ist; und diese ganze Titanennatur, wie das Unterirdische in Steinmumien sie uns bewahrt, hat sich in der Mythe abgeprägt, und in dem Worte hat das Göttliche in seiner ganzen Vollkommenheit sich eingewohnt. Und der Unschuld des jugendlichen Geschlechtes ward das göttliche Gedicht anvertraut; dem offenen, empfänglichen Gemüthe ward es von den erhabenen Lehrern eingeprägt, daß der unbefangene Sinn es wie ein Heiligthum bewahre, und ein frommer Kinderglaube, der das Geschlecht durch alle seine Drangsale nie verließ, hat dies Vermächtniß der höheren Naturen von dem Untergange gerettet. Wie ein heiliges Feuer trugen es die Völker auf ihren Wanderungen

herum; nur matter und matter glühte die Flamme auf, wie sie weiter von der Heimath sich entfernten; wie die hohe Palme in die ernste, dunkle Tanne übergeht, so die südliche Mythe in die nördliche. Aber selbst in der Edda, tief im Eise des starren Poles ist die heilige Gluth noch nicht erstickt, sie glüht im Innern fort, wie Islands Feuerberge.

Ehrwürdig sei daher auch uns diese Mythe, das Geheimniß des Alls, die Räthsel der Schöpfung sind in ihr beschlossen: in ihr wird die Menschheit ihre Liebe finden, wenn es dem Genius gelungen ist, die gefesselten Ideale zu befreien. Wie die Grundfesten der Erde auf den gewaltigen Urgebirgen ruhen, so ruht unser Wissen auf den einfach großen Ueberlieferungen, die wie Gebirge aus der alten, grauen Urwelt zu uns herüber ziehen. Diese Welt, in den Tiefen der Vergangenheit liegt sie begraben, unter den Trümmern der Jahrhunderte liegt sie verschüttet, die Zeit hat ihre Fluthen über sie gewälzt, die Geschichte hat ihre Leichen an sie angeschwemmt, daß ein Knochengebirge sich wie eine Conchilienbank über sie legt, und an der Oberfläche hat die Gegenwart mit ihrer lachenden Draperie von Blüthen und Kräutern sie umzogen. Aber unter dem aufgewälzten Drucke regt sich von Zeit zu Zeit der Riesengeist, daß die Kerkerwände zittern und die alten festen Gebirge beben, und das Werk von Jahrtausenden in seinen Vesten wankt und in den Fugen auseinander weicht und durch die geborstenen Schlünde die verhaltenen Flammen gewaltsam drängend sich ergießen, und die Nationen zagen und zittern, daß der alte Riese [1]) sich erraste [2]) und das hochmüthige Geschlecht ertrete. Aber aus den Tiefen der Crater donnert eine gewaltige Stimme herauf: beruhigt euch, die ihr da draußen in der Sonne spielt; der alte Riese geht nicht hervor, eine höhere Macht hält ihn gefesselt; ehe ihr wart, hat mit den Elementen er gerungen,

---

[1]) Diese Stellen schwebten, wie ich meine, Wilhelm Grimm vor, als er in der von Arnim Brentano und ihm verfaßten „Ankündigung der altdänischen Heldenlieder" (Heidelberger Jahrbücher 1810, 3. Intelligenzblatt. — Kl. Schriften v. Wilhelm Grimm I, 172; vgl. Reinhold Steig, Zeitschr. f. deutsche Philologie, Bd. 29, S. 195) Görres' Stil laut eigenem Zeugniß parodiren wollte. Die Worte lauten dort (das gesperrt Gedruckte ist W. Grimms Einschub in den Arnimschen Text, der hier ebenfalls Görres nachzuahmen scheint):

„Noch jetzt ist im tiefen Norden zwischen Felsen und Meeren die Kinderstube unserer Poesie aufgebaut, wo die Riesenamme noch an der leeren Wiege sitzt und die alten Lieder singt, denn sie ist vor Alter blind geworden, und isländisches Moos bedeckt ihre Augen; ihr Mann, der alte Bergriese, ist längst neben ihr eingeschlummert, Schnee bedeckt sein Haupt, und nur zuweilen, wenn er von den Kämpfen mit den Recken träumt, haucht er Feuer aus; das Kind aber war mit offenen Augen geboren und ist ihr davon gelaufen, ehe es noch ihre Künste abgelernt hat." (Kl. Schr. v. W. Grimm I, 174.)

[2]) Eine Görressche Neubildung, etwa für „aus der Ruhe aufraffe, erhebe".

die gewaltigen Götter haben mit ihm verkehrt, eine große Zeit hat er gelebt, eure kleinen Jahrhunderte kann er nicht begreifen, die wilden Elemente sind bekämpft, die Unsterblichen haben in den Himmel sich gezogen, auch er hat sich zu den Füßen seiner Gebieterin, die eure Mutter ist, hingelegt; wenn auch in euch die wilden Elemente gebändigt sind, und euch die Mutter wiederkehrt, dann werdet ihr ihn wieder sehen, und er wird unter euch von neuem wandeln. Die Stimme schweigt, die glühenden Ströme gerinnen wieder, die Schlünde schließen sich, der alte Riese geht wieder zur Ruhe, und die Menschen kehren zu ihrem Tagewerk zurück und nehmen ihre kleinen Geschäfte wieder vor. Erfüllt euch mit Ehrfurcht und mit Schauder diese Stimme, die aus den gewaltsamen Naturerscheinungen euch anspricht; wohl! im Schoße der Cordilleras, wo die Erde ein bewegtes Meer um euch wogt, wo die gestandenen Wellen, die Berge, gleichsam von neuem in Sturm zerfließen, und wiegend auf und nieder steigen, während Flammen das feindselige Element durchbrechen und in Dampf das feste Gestein zerreißen, und das gediegene Metall in Qualm auflösen, da im wilden Aufruhre der Elemente, da wo euer Leben sich im wilden Leben der Natur verliert, da mögt ihr die alte Zeit begreifen; zu diesem Vorgrunde wird sie die Phantasie im Hintergrunde euch malen, und da mögt ihr ahnden, was die Mythe war; wie dem Geschlechte, das aus dem Drange dieser Kräfte sich entwand, auch die Unsterblichen näher standen, als den späteren Abkömmlingen, die nach festen, bestimmten Gesetzen sich im Schoße der Mutter bildeten, wie jene im Schoße der Ewigkeit; und wie die Götter, die dem Einen in der Gegenwart waren, für die Anderen sich in die Erinnerung flüchteten. In den primitiven Bildungen dieser Welt muß die Urkraft noch ungetheilt erscheinen, in gleicher Homogenität muß in ihnen alles das enthalten sein, was sich später in die mancherlei Lager trennt; was im Wissen und der Kunst in der Folgezeit sich tausendfach entzweit, das ist in der Urzeit in derselben Einheit noch begriffen, in einfachen, aber großen Zügen ist die ganze Zukunft in der Mythe aufbewahrt, in wenigen Lettern hat das Unendliche sich ausgesprochen, aber verborgen ist der Sinn, den diese geheimnißvollen Worte bergen, und nicht leicht zu enträthseln die dunkle Sprache, die die Götter sprechen. Möge es uns vergönnt sein, im Folgenden[1]) den Schleier, der über diesen Mysterien hängt, so weit es die Mißgunst der Zeit erlaubt, zu heben; ganz ihn wegzuziehen, ist dem Jahrhunderte nicht gegeben, und uns, die wir in ihm befangen sind.

---

[1]) Görres ganze Schrift „Glauben und Wissen" gründet sich auf das indische System der Religion und Philosophie, das seinen naturphilosophischen Anschauungen entgegenkam.

Schillers „Wilhelm Tell“ [1]).

Ein Geolog behauptete jüngst seltsam genug, die Schweiz sei ein ehemaliger Mond, der herabgestürzt sei auf die Erde und im Fallen zerschellt in die gewaltigen Alpen, die sich in diesem Lande thürmen. Schillers Wilhelm Tell scheint aus der Zeit dieser Katastrophe zu sein, seine Schweizer, glaubt man, seien vom Himmel gefallen; so eigen, so ehrlich, streitbar und gediegen sind diese Menschen; zwar eben keine Sonnenbürger, wie das höhere Epos sie hat, aber auch keine gewöhnlichen Erdbewohner, wie sie jetzt in diesen Thälern hausen, wohl noch keck und streitbar, aber arg ins Fleisch übergeschlagen und oben etwas dumpf und trüb.

Viel Colorit und viel Staffirung ist in dem Gedichte; nicht das Tragische der dortigen Natur, das Grandiöse, Ungeheuere spricht aus ihm, aber wohl das Romantische in seinem vollen Reize und das Wirthliche, Ernste, Heitere in dem Geiste der Menschen, die zutraulich neben den großen Naturgewalten wohnen; die kräftigen Alpengewächse, das Rhododendron und die Andern drapiren mit schön geworfenem Gewande die wild gestürzten Geschiebe, und auf den Matten wohnt das ruhige Volk, in dessen Gemüthe auch alles Tiefe und Gewaltsame von der stillen Einförmigkeit des Hirtenlebens umfangen wird. Aber in den Tiefen des Gedichtes verbirgt sich ein großer poetischer Geist; aus seinen Tiefen quillt der Strom herauf, der sich in mannigfaltigen Wirkungen durch das Stück ergießt; von Bäumen und Gebüschen bald versteckt, bald durch Felsen brausend, unter der Erde rinnend, dann aber wieder an die Oberfläche tretend und den weiten Spiegel auseinander breitend. Partien der Art, in denen der klare Spiegel den höheren poetischen Himmel wiederstrahlt, und die des Dichters Meisterschaft bekunden, sind z. B. die Scene, wo Tell dem Kinde den Apfel wegschießt, und jene, wo das Weib dem Landvogt in den Zügel fällt, und Alles da herum bis zu seinem Tode hin. Da tritt der Meister mit besonnenem Ernste in seiner ganzen Kraft hervor, während er anderwärts untergeordnete Kräfte aus freier Willkür, gleichsam seine Schüler, ungebunden wirken läßt und von ferne an ihrem freien Spiele sich selbst ergötzt. Diese Stellen stehen im Stücke wie die trefflich schöne weibliche Figur und der nackte Jüngling im Vordergrunde von Raphaels incendio del Borgo. Am fernsten scheint meinem Gefühle der Dichter im fünften Acte, in der Scene zwischen Johann Parricida und Wilhelm Tell, wo der Letzte die Hände zum Himmel hebt und Gott dankt, daß er nicht ist, wie Einer von Diesen.

[1]) Nr. 10.

Man tadelt allgemein den fünften Act als überflüssig: schon des Geschreies wegen möchte ich der entgegengesetzten Meinung sein, wenn auch weniger triftige Gründe für sie sprächen. Die Handlung des Stückes ist die Befreiung der Schweiz; Tells That ist ein Hauptelement und der Mittelpunkt davon; aber mit ihr ist die Handlung nicht vollbracht. Die anderen Elemente müssen sich auch noch erst anfügen, ehe alles vollendet ist, und das geschieht im fünften Acte. Und warum soll eine Tragödie, und noch vielmehr ein Schauspiel, bis zum höchsten Gipfel der Handlung gelangt, mit einem steilen jähen Abschlusse, wie ein Mondgebirge, enden, und nicht eben so in einen sanften Abhang sich verlieren, wie es allmälig aufsteigend sich gebildet hat. Shakespeare hat sich an jene Regel nicht gebunden; in seinem Julius Cäsar, ohne Zweifel einem seiner correctesten Stücke, wird Cäsar im dritten Acte ermordet, und das Stück spielt noch zwei Aufzüge hindurch, bis zum Tode des Brutus und dem völligen Siege des Triumvirats.

Die illuminirten Bilderchen, die der Verleger beigefügt hat, ehren schlecht das Werk; wenn die darstellende Kunst die Poesie geleiten will, dann muß sie wenigstens auch mit geziemendem Anstande erscheinen, und nicht wie ein Kleiderjude mit buntem Trödel hinter ihr ziehen. Das hat noch keiner seinem Dichter gethan, was Perthes in Hamburg dem Aeschylos mit seinen Flaxmannischen Umrissen bei so billigem Preise gethan hat[1]).

A. W. Schlegels „Blumensträuße“[2]).

Der Süden ist das Sonnenreich der Erde, da geht die Natur im Purpurgewande, reich mit Gold und Perlen und Edelgesteinen verziert, und die innere Gluth treibt die ganze reiche Fülle, die das mütterliche Wesen in seinem Schoße birgt, an das Licht hervor, und von dem mächtigen Triebe ergriffen rankt sie in die gewaltige Vegetation hinaus, und staunend sehen wir, wie die Lebensströme durch die schlanken Palmen wie Springwasserstrahlen an den Himmel steigen, und durch die Blätterschirme zurückfallend sich vertheilen, und wie die Tropfen, in die sie oben auf dem Gipfel zerstäubend auseinander fahren, wenn die

[1]) Die trefflichen Umrisse des englischen Bildhauers Flaxman zu Dante, Homer und Aeschylus waren im Originale zu Rom 1793 erschienen. Ihnen hatte dann A. W. Schlegel im „Athenäum“ 1799 (Sämmtl. Werke, herausg. von Böcking IX, 102) einen feinsinnigen Aufsatz gewidmet, in dem er auch gegen die landläufigen Illustrationen zu Felde gezogen war, betitelt: „Ueber Zeichnungen zu Gedichten und John Flaxmans Umrisse.“ Görres eifert ihm also nach. — Mit dem „Aeschylos“ sind gemeint die „Vier Tragödien des Aeschylos übersetzt von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Mit 16 Kupfern nach Flaxman von G. Hardorf“. Hamburg bei Friedrich Perthes, 1802.

[2]) Nr. 12.

Sonne in ihren Spiegeln wiederscheint, als Blüthen in tausend Farben brennen, und wie glühende Funken sich im Aether wiegen; indessen unten an der Erde das Leben wie ein wogendes Meer zwischen den Bergen und den Bäumen steht, und von der inneren Kraft gehoben, immerfort in Wellen schlägt, und die geschlagenen Wellen auch in Blättern rauschen, und auch in glühende Tropfen sich zerstäuben, daß die Sonne, wie sie hinunter blickt auf die reich geschmückte Erde, gleichsam einen Regenbogen mit aller Gluth und Farbenpracht zwischen den Tropen um sie zieht und schlingt, während im Norden nur kalte, klare Nordlichter stehen, die oben aus ihrem Scheitel brechen, und über ihre Schneefelder sich ergießen. Eng befreundet mit der Blumenwelt aber ist die Phantasie, sie selber gleichsam der Blumen Blume; jene Region ist daher ihre Heimath, in jenem Flammenbogen möchten die Gemüther untertauchen; da, wo die Erde den Blüthengürtel des Reizes und der Grazie um sich gewunden hat, da ist auch das Heiligthum der Poesie, da sprossen brennend und prächtig und glühend die Gefühle in dem durchwärmten Gemüthe auf, und die Gemüther der Blumenvölker, die da außen prangen, ihre Düfte, schweben da innen gleichsam in lieblich geistiger Gestalt, und nehmen durch den Zauber der Dichtkunst wieder äußere Hüllen an. Daher muß dem Geschlechte, das die Zeiten soweit nach Norden hinauf verschlagen haben, die Nahrung des Gemüthes aus dem Ueberflusse des Südens nachgeführt werden; in diesem Garten muß es Blumen pflücken, und die Keime nehmen, die es der rauheren Erde anvertraut, damit unter sorgsamer Pflege wächst, was da unten vor dem milden Himmel von selbst und ungepflegt gedeiht, und die Poesie den kahlen Grund mit ihrer Drapperie umhüllt. Und Dank müssen wir denen wissen, die nach dem Süden ziehen, und uns von dort her Blumen bringen, und Samen, mit dem sich unsere Erde schmücken kann: mag die Industrie den Brodfruchtbaum, und Zimmet und Nelken in die entlegensten Regionen hin verpflanzen, und sich freuen, wenn es ihr gelingt, sie fern von ihrem Geburtsorte gedeihen zu sehen; alle poetischen Gemüther werden sich ergötzen, wenn ihnen neue südliche acclimatisirte Dichtungen entgegen duften, und der Zauberreiz des Südens in der nordischen Sprache weht.

Das gilt überhaupt von allen Bemühungen der neueren Zeit, die südliche Poesie bei uns einzuführen, zunächst aber von A. W. Schlegels Blumensträußen italienischer, spanischer und portugiesischer Dichter [1]). Nicht in dem Zauberlande, wo die Sacontala [2]) heimisch ist, sind die

[1]) Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie von August Wilhelm Schlegel. Berlin 1804. — [2]) Das indische Drama von Kalidasa, das 1791 durch J. G. Forster aus dem Englischen ins Deutsche übertragen war.

Originale dieſer Dichtungen aufgeſproßt, nicht jene Flammenblumen, die der Gott der Liebe Kami um die Pfeile windet, prunken in jenem Kranze; der nordiſche Süden hat ſie getragen; aber wie ſie ſind, ſind ſie die holden Kinder einer ſchönen Liebe, ein zarter Farbenſtaub iſt ihnen aufgehaucht, ein lebendiges Leben glüht in ihnen, und wie ein Heiligenſchein umgibt ſie ein ſüßer verborgener Duft, ein liebliches Geſchenk der näheren Sonne, der angenehm den Sinn berauſcht. Vor allen drängt ſich die herrliche Canzone [1]) Dante's hervor, ein Werk aus Himmelsluft zuſammen geronnen, eine ſchwüle Wärme ſpannt weich und lau das tiefe, unergründliche Gemüth, ein mildes Schmachten iſt in ihm zerfloſſen, mit den Wolken der Trauer iſt ſein Himmel unterlaufen, wie flammende Blitze zucken die Schmerzen über ihn hin, und tief nieder wie die düſterſte Wolke hängt der große Schmerz das Geſicht der todten Geliebten, und wie ein milder Sommerregen fallen die Thränen, und erfriſchen das erſtorbene Herz; und wie die Tropfen ſtürzen, erleichtert ſich die gepreßte Luft, und der Himmel klärt ſich wieder, und die Heiterkeit der Poeſie ſpannt ſich über dem Gemüthe aus, und im Sonnenſtrahle prangt die ſchöne Feuerlilie, die wie der Noſtoch [2]) dem Gewitter, ſo dem inneren Feuerregen ſich entwand. Ich würde ihr vor allen den Preis zuerkennen, wenn die lieblichen Kinder Petrarcas, die Sonette, mich nicht dauerten; dieſe zarten, holden Mädchen — denn Mädchen ſind ſie bis auf wenige faſt alle — wie ſie ſchmeichelnd ſich dem Sinne anſchmiegen, und lind und anmuthsvoll an ihm vorüberſchweben, und wie ein zartes Säuſeln in das horchende Gemüth einwehen: ſie würden traurig werden, die lieblich zarten Mädchen, und die keckeren, geiſtvolleren Knaben, die Taſſo hier um ſich her verſammelt hat, wenn man ſie ob der erhabenen, trauernden Schweſter verſäumen wollte. Auch zürnen würde ſie, die Spanierin, Montemayors [3]) Diana; ein banger Harm, ein einziges, tiefes in ſich Weinen iſt der Abſchied Sirenos von ihr; der Wehmuth und des Schmerzes Fluthen ſchlagen hoch über ihrem Haupte zuſammen, und mühevoll arbeiten ſie ſich durch, daß das Weh ihnen den Athem nicht verſetze. Ein ſchönes, ſchmelzendes Cantabile iſt dieſer Abſchied. Und was ſonſt noch dieſe Sammlung ſchmückt, und kraftvollen Wuchſes in ihr treibt und blüht, es iſt anderer und erfreulicher Natur, als das Unkraut, was unſere Felder überwuchert, und ſeine innere Kärglichkeit hinter einer officinellen oder öconomiſchen Brauchbarkeit verſteckt.

[1]) „Donna pietosa e di novella etate etc." — [2]) Noſtok, eine Algengattung, die in trockenem Zuſtande leicht überſehen, nach dem Regen aufquillt und in Menge bemerkbar wird.

[3]) Montemayor, 1520—1561, durch ſeine „Diana" der Vater des Schäferromans, der in den meiſten europäiſchen Litteraturen dann Nachahmer fand.

Und die Nachbildung dieser Herrlichkeiten in unserer Sprache! — Feinere Verskünstler mögen auseinander setzen, was allenfalls an der Uebertragung des Pastor Fido[1]), des Camoens, des Arioſto und des Cervantes auszusetzen sein könnte, aber die Sonette Petrarcas, sie scheinen meinem Gefühle weit vom Originale entfernt. Diese reine, sanfte Silberstimme, wie sie in jenen reizenden Dichtungen singt; dieser zarte Flötenton, der aus ihnen klagt, sie haben sich gar sehr in nordische Heiserkeit verloren; der zarte Schmelz, der auf diesen Blüthen liegt, hat sich verwischt, und die lebendige Frische, die an ihnen glänzt, ist hier gleichsam aufgetrocknet, und wird schmerzlich von dem Sinne nun vermißt. Jene künstliche Verschränktheit, wie sie als herrschender Grundcharakter die deutschen Gedichte bezeichnet, sie ist fern von dem Urbilde, dessen Charakter fromme, hingegebene Andacht, unaussprechlich süße Lieblichkeit, anspruchslose Einfalt, und jene[2]) schmeichelnde Gemüthlichkeit ist. Das meiste muß freilich der Sprache aufgerechnet werden. Die italienische Sprache ist wie die gleichnamige Musik ganz Melodie, der Reichthum an tönenden Vocalen legt in sie Wohllaut und Gesang, so daß sie sich von selbst dem Tonkünstler fügt, und gleichsam ohne sein Zuthun in die Melodie zerfließt. Die deutsche Sprache hingegen ist ihrem Wesen nach mehr Harmonie, das Vorherrschen der stumpfen Vocale und vorzüglich der Consonanten, die gleichsam die in der Mundhöhle gebrochenen und durch Reflexion und Refraction getrübten Vocale sind, wie in die verschiedenen Instrumente gleichfalls sich die Menschenstimme spaltet, sie geben der Sprache jene Mannigfaltigkeit und jenen Umfang, der sie vorzüglich für die Künstlichkeit der Harmonie tauglich macht, die dann auch die deutsche Musik charakterisirt. Petrarcas Dichtungen sind, dem Genius der Sprache zusprechend, ganz Melodie, sie müssen in demselben Maße dem der Deutschen widerstreben; ihr Gesang erstirbt in dem tonlosen Medium, und die ganze Kunst der Instrumentalbegleitung vermag ihn nicht zurück zu rufen. Klopstocks Oden ins Italienische übertragen möchten etwa eine ähnliche nur ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, wie diese Sonette in die deutsche Musik übersetzt. Wenn es überhaupt möglich ist, Petrarcas Lieblichkeit in unsere Sprache hinein zu legen, dann mag wohl der treffliche, glückliche Uebersetzer des kecken, genialisch wilden, männlich rauhen Shakespeare nicht dazu berufen sein; nur einem weiblich dichtenden Gemüthe mag es wohl gelingen, was in einem weiblichen Gemüthe empfangen ward, auch in einem gleichen Medium wieder zu gebären, damit die Fülle der

[1]) Des Schäferdramas von Guarini, 1538—1612.

[2]) Im Originale steht „jenes", und zwar gesperrt gedruckt, womit ich nichts anzufangen weiß.

bildenden Natur ersetze, was der Sprache fehlt, den zarten Liebreiz der um jene Dichtungen schwebt. Möchte es der Dichterin der Wunderbilder [1]) gefallen, ihre Kunst an diesem Gegenstande zu üben, und den zartesten Dichter, der die Liebe und die Weiblichkeit noch je ihrer würdig besungen hat, in unseren Norden an ihrer Hand einzuführen, und durch den Zauber ihrer Kunst ein zartes Echo zu wecken, das seine Gesänge wiedertönt. Tiecks Zeichnungen [2]) in dieser Sammlung sind auch mit Geist gedichtet, und haben nichts gemein mit den Jammergestalten, die in dieser Kunst gegenwärtig auf allen Wegen wie Vagabunden ziehen, und den Vorübergehenden um das liebe Brod anbetteln.

Schulzwang in Kunst und Wissenschaft [3]).

Die Gründer neuer Schulen in der Kunst und Wissenschaft sind einer Natur mit den Ordensstiftern und haben einerlei Schicksale mit ihnen. Beide sind genialische Männer von hoher brennender Andacht, von inniger Ueberzeugung, von glühendem Enthusiasm, und Hingebung an den hohen Geist, von dem sie besessen werden bis zur Selbstvernichtung. Aber die Welt mit ihrem verwirrten Thun und Treiben lärmt ihnen in ihre Betrachtungen hinüber und die geregelten Bahnen ihrer Ideen werden zerrissen und gestört von den Nichtswürdigkeiten, die sich in ihr gesetzlos und wild umtreiben und die zarte Stimme der inneren Eingebung droht zu verhallen in dem wüsten Tosen; mit Verachtung schauen sie daher in diese Wirbel hinein, ein brennender Haß entzündet sich in ihnen gegen das verruchte Wesen, das gegen alles Gute sich setzt und das Höhere nimmer aufkommen läßt. Und sie ziehen sich zurück von den Argen und fern von dem Getümmel, und sammeln eine Welt um sich her nach ihrer Idee und der Regel ihrer besseren Natur und ziehen die gleichartigen Geister an, die den Enthusiasm mit ihnen theilen, aber in mehr passiver Natur das Ideal ihrer Begeisterung, nicht wie sie selbst in sich, in ihrer eigenen Persönlichkeit, sondern in der des Meisters finden und um ihn her, wie die Planeten um die Sonne nach seinem Richtmaße sich bewegen, und von ihm beschienen und gezogen, sein inneres Wirken und Bilden im Aeußern ausprägen und in ihren Bahnen das Gesetz seines gewaltigen Geistes befolgen. Und das System steht da in seiner Abgeschiedenheit auf sich selbst gegründet, in sich selber harmonisch und vollendet, und herrlich und ruhig

[1]) Wunderbilder und Träume in elf Märchen, Königsberg 1802, von Sophie Bernhardi, deren „Dramatische Phantasien" Görres schon oben besprochen hatte.

[2]) Des Bildhauers und Zeichners Friedrich Tieck, des Bruders von Ludwig.

[3]) Nr. 13. Görres hat wieder die Romantik und die Schellingsche Philosophie im Auge.

dahinschwebend im Aether. Da läuft bald die Sage von der neu gebildeten Welt unter den Andern herum, und sie sehen auf und freuen sich der bunten Lichter, und der Ruhe und der Ordnung, und der abgemessenen Harmonie in dem Werke, und sie wollen auch hinein in das Land des Wohllebens und der Stille, und sie hängen sich an, und drängen sich mit Gewalt in eine Bahn und stolpern eilig und ungeschickt, wie sie es eben den Andern abgemerkt haben, um die wärmende Sonne her. Aber die Sonne mag sie nicht, denn ihr Herz hängt nach der Tiefe; aber plump wie sie sind, saugen sie sich immer an sie an, und klammern sich fest, und weil ihrer viele sind, ziehen sie sie herab unter ihrem Gewichte, und saugen ihr den Glanz weg, daß sie ausgebrannt ihres Gleichen wird. So sind die Gottbegeisterten zu Mönchen geworden, sie haben noch den äußeren Schein des Göttlichen, aber fern von der Leiche ist der Geist gewichen; in die Höhe schauen sie nimmer, mit dem Bettelsack wandern sie an der Erde umher und sammeln irdische Güter, und wenn sie an den Himmel blicken, dann ist's um Almosen auf die Zukunft von ihm herabzuflehen. Gründe daher nimmer einer einen geschlossenen Orden; läßt er das Volk nicht gutwillig zu, dann schöpft es schnell Verdacht, und kommt mit bewaffneter Hand heran, und schlägt und wüthet blind um sich her, und bereitet ihm das Loos des pythagoräischen Bundes. Alle bessere Menschen gehören einer Kirche an; es bedarf keiner Regel, keines Bandes, keiner Dogmen, um sie zu vereinen; denn das Höhere, was über ihnen ist, hält unsichtbar sie zusammen; keine Fessel der Schule! [1]) Die Weihe der inneren Heiligung ist das Erste und das Höchste; die äußere Gestaltung bleibe frei, damit die Zahl der Erwählten nicht ohne Noth noch vermindert werde. Das nur sei das gemeinschaftliche Bestreben, den Funken des Höheren zu wecken, wo er schläft und ihn zu erhalten, wo er erlöschen will: wenn die Macht des gestaltenden Princips die des Chaotischen überwiegt, dann wird die organische Formation von selbst beginnen, und dauerhafte Bildungen werden an die Stelle jener vergänglichen treten, die nothwendig ein Opfer den dunkeln Mächten fallen müssen.

Romantische Dichtungen des Mittelalters [2]).

Mehr wie irgend ein anderes Werk spiegelt die Geschichte des Zauberers Merlin in den romantischen Dichtungen des Mittelalters seine

[1]) Mit ähnlichen Worten lehnt er sich in der „Exposition der Physiologie", 1805, S. XXIII, gegen die Fesseln der Schule auf.

[2]) Nr. 21. „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters. Aus gedruckten und handschriftlichen Quellen, herausgegeben von Fr. Schlegel." Leipzig 1804. Enth. I:

Zeit. Viel enger noch als die damalige Welt ist diese Zeit, ein enger Raum ist in eine unübersehbare Weite gedehnt, viele Völker sind wie Hügel über diese Weite hingestreut, viele Könige herrschen auf den Hügeln, aber nur so weit ihr Auge trägt, der nahe Horizont ist auch die Grenze ihrer Macht. Und wie die Aussicht, so ist auch die Einsicht eng und nah begrenzt, das Gemüth ist häuslich, wenige schwache Gefühle reichen hin, um es behaglich aufzuregen, wenige Genüsse mögen seiner Frugalität schon genügen, der Verstand aber ist bescheiden und resignirt und verirrt sich nicht weiter, als so weit der Sinn ihm folgen mag. Jetzt ist es viel anders; die Welt, die eine unbestimmte, gränzenlose Fläche da lag, hat sich zur Kugel zusammen gezogen, große Völker haben wie mächtige Gebirge sich erhoben, hoch trägt die Verfassung den nackten Scheitel in die Wolken, unersteiglich ist die Majestät dem Volke geworden, und von ihrer Höhe herab schaut sie in die weite Ferne hin, und wie von außen die Welt in große Massen sich zusammen gezogen hat, so hat sich auch der Gesichtskreis der inneren Welt erweitert, das Gemüth ist tragisch geworden, nur große Eindrücke mögen ihm Rührung abgewinnen, nur großen Gefühlen ist es noch gern und leicht beweglich; der Verstand aber hat sich frei und fesselos erweitert, und das ganze Erdenrund umspielt er mit seiner Thätigkeit und an der Grenze, die seinen Wirkungskreis beschränkt, ist eine andere, stolzere Kraft sichtbar hervorgetreten, die die Unendlichkeit in sich selber trägt, die die andere sucht. Ganz im Geiste jener Zeit sind ihre Dichtungen, um wenige einfache Empfindungen drehen sie sich herum, treuherziger Glaube an übernatürliche Wirkungen, fromme Einfalt des Gemüthes, arglose, schlichte Ehrlichkeit, abenteuerlicher Muth, der grausamlich um sich schlägt, wo es die Ehre gilt, dann jene romantische Liebe, die eigentlich in dieser Zeit sich zuerst gebildet hat, das alles sieht man weit lebendiger durch das Gemüth mit Hilfe dieser Dichtungen, als durch das Medium der Geschichte, die uns kaum was anderes als die ärmliche Geistescultur dieser Zeiten anschaulich zu machen im Stande ist. Es ist uns, wenn wir in diese Dichtungen uns verlieren, wie wenn wir in die Umgebung unserer Kindheit[1]) zurück versetzt uns finden, wir verwundern uns, wenn wir das, was damals uns so groß erschien, jetzt so klein finden; aber es ist uns gemüthlich und wohl in dieser kleinen Welt, gern ducken die Gefühle sich zusammen und werden wieder Kinder, gern ruft die Phantasie die Vergangenheit mit ihren unerwachsenen Freuden zurück, und spielt mit großen Kräften kleine Spiele, wie die Natur, wenn sie heiter

Geschichte des Zauberers Merlin. II: Geschichte der schönen und tugendsamen Eurvanthe. Die Eurvanthe ist ganz, der Merlin teilweise ein Werk Helmina v. Chézys.

[1]) Vgl. hierzu unsere Einleitung S. 9.

und fröhlich ist, und die Vernunft schließt die Augen zu dem frohen Scherze. Geschäftsmänner lassen sich freilich in der Kinderstube nicht betreten; sie würden sich schämen, unter den Zeugen ihres ehemaligen kindischen Sinnes und ihres frohen Muthwillens, der arg abstäche mit dem gegenwärtigen Ernste, überrascht zu werden; aber ein jugendlich unbefangenes Gemüth wird mit Freude den Abdruck seines vergangenen Daseins in ihnen sehen, und in der Gesellschaft der alten Gespielen sich gefallen. Und so wird es auch an diesen Dichtungen sich ergötzen, die wie Reflectoren in den Zeiten stehen, und ein Luftbild in die Einbildungskraft werfen, von dem was verschlossen ist und vorüber geschwirrt mit den eilenden Jahrhunderten.

Spätgriechenthum[1]).

In einem eigenen Verhältnisse mit dem Zauberer Merlin und den Begebenheiten der tugendsamen Euryanthe in jenen romantischen Dichtungen steht die Leukippe, der bekannte griechische Roman des Achilles Tatios[2]), den uns jüngst F. Ast in unsere Sprache übertragen hat. Nicht die zufriedene Armuth, nicht die scheinbar bedürfnißlose Genügsamkeit, die bei der hohen Erregbarkeit des Gemüthes darum nicht weniger auch in geringen Reizen schwelgen kann; nicht die einfältig nüchternen Menschen, die es aber lieben, zuweilen in dem Glühweine der Phantasie sich zu berauschen; nicht die rauhe Wildniß, in der diese Menschen, sparsam Blüthen tragend, aber reich in Blätter schießend, und mit dem starken Stamme tief in die Erde Wurzel treibend, ein Wald im Walde stehen; nicht diesen nordischen Character finden wir hier wieder, sondern die ganze üppige, weichrunde Fülle Kleinasiens, die fremde, originelle, wundersame Eigenheit Ägyptens, die seltsame Physionomie Africa's und den Reichthum und die Pracht seiner Uferstädte, und der ganze Luxus einer überreichen Zeit kommt uns aus diesem Werke entgegen: schöne und kostbare Geräthe im griechischen Geschmacke, rein ideale Bilder neben der Sphynx und Canopen und dem Harpocrates; noch überall die alten Sitten und die Eigenheiten; noch stehen in ihrer Pracht die Göttertempel, und die Priester verrichten an den Altären noch die heiligen Gebräuche; noch ziehen stolz die beiden Säulenreihen vom Sonnenthore Alexandriens bis zu dem des Mondes hin, noch steht der Wundertempel der Diana zu Ephesus, aber tief am Abendhorizonte neigt schon der Geist der alten Zeit zum Untergange und wirft einen matten goldenen Schimmer

---

[1]) Nr. 22.

[2]) Aus dem 3./4. Jahrh. n. Chr.; griechisch *Ἐρωτικά* oder *τὰ κατὰ Λευκίππην καὶ Κλειτοφῶντα*. F. Ast's Uebersetzung des Romans erschien Leipzig 1802.

auf die Herrlichkeit, und im Morgen steht schon die Aurora der neuen Zeit, und die Feuerröthe gießt sich wie ein Zauberlicht über die reiche Gegend aus, und dazwischen flammen die tausend Opferfeuer am Feste des Serapis, und die Doppelbeleuchtung gibt dieser Zeit jenen wunderbaren Anstrich, jenen schwermüthig heitertrüben Ton, der durch das Medium des Gedichtes in unser Gemüth hinüber geworfen wird. Daher die sonderbare Mischung des Antiken mit dem Modernen, des einfältig hohen griechischen Geistes mit dem phantastischen Maurischen, der Unbefangenheit, die vor keiner Nudität erröthet, und einer zarten Scham, die vieles verhüllt, und dabei wieder eine Licenz, die nur als Product einer üppig raffinirenden Zeit sich bildet. Fremde Gestalten, in einer anderen Zone heimisch, wandeln als Reisende in der Prachtwelt des Alterthumes herum, sie gehen in den schönen Gewändern des Landes und haben meistens seine Sitten angenommen, um nicht aufzufallen; aber ein unaussprechliches Etwas in Manier und Ausdruck stempelt sie als Fremdlinge, und ein Sträußermädchen von Athen möchte sie als solche schon erkennen. Die alte Kunst ist sterbend und die neue kaum geboren, ihre Schätze hinterläßt die eine als Vermächtniß der anderen, aber was sie selbst noch bildet, darin ist nicht mehr die volle Lebenskraft der besseren Jugendtage; wenn das alte Feuer von Zeit auch wiederkehrt, es hat nicht die Wärme mehr, die Gewürze treibt, und das kindische Wesen der Anderen irrt sie jedes Mal in ihrem Thun.

Es war eine interessante Zeit, schade, daß sie nicht länger dauern konnte, es müßte ein gehaltvolles Leben in diesem Zwielichte sein, schade, daß für die jüngere Schwester das Vermächtniß verloren war, daß die neue Ordnung der Dinge nicht in die unversehrte Hülle der Alten einwandern konnte! Die rohe Kraft, die von oben herab sich über jene Reste und in diese Hülle warf, mußte sie nur zu bald zersprengen, und nur auf Schutthaufen konnte dann die neue Schöpfung sich organisiren. Nahe an uns würde jenes Leben rücken, ein klares Bild von ihm würde sich in unserem Gemüthe malen, wenn wir in den Resten des aufgedeckten Herculanums wandeln könnten, so daß die alte stolze Stadt wieder frei am Tage läge, kunstreich restaurirt und überall ergänzt, wo Erdbeben und Vulcane Zerstörungen hervorgebracht haben. Die Tempel mit ihren prächtigen Colonnaden, Portiken, Peristylien und Rotunden müßten dann unversehrt da stehen, Säulen mit corinthischen Capitalen müßten wie vorhin die hohe Kuppel tragen, im Heiligthume müßten die Götterbilder auf den Altären prangen, und um sie her die heiligen Geräthe, Dreifüße, Lampen, Opferschalen, Sistern, Lectisternien, jedes an seinem Platze, wie es der Dienst erfordert. Die Theater müßten gleichfalls wieder sich in ihrer ganzen alten Pracht erheben, Scene, Vorscene und

alles wohl erhalten, und das Marmorpflaster, und die Muse in den Nischen und die Decorationen und die Masken und der Cothurn und die begleitende Flöte und die Leier; auch der Circus müßte aus dem Schutte erstehen, mit seinen Obelisken der Sonne geweiht, und mit den Bildsäulen des Glückes und des Sieges und den Bildsäulen der Götter auf Wagen von Hirschen, Löwen, Panthern und Tigern gezogen, und auf der Arena müßten die Quadrigen auf ihren alten Geleisen gehen. Und die Villen der stolzen Weltherrscher müßten an das Licht hervor mit ihren Peristylien von Säulen um den Hof, mit den bedeckten Gallerien, den engen Zimmern und der ganzen Häuslichkeit, die Wände mit Arabesken bemalt und mit Basreliefs geziert, die Fußböden kunstreich mit Mosaik eingelegt, überall auf zierlichen Tischen etruskische und campanische Vasen, Becher und andere Geräthschaften vertheilt, vor ihnen die Triclinien, schön geformte Lampen und Candelaber an ihren Stellen, und die Laren mit Blumen bekränzt in ihren Nischen; vor den Thoren endlich die Grabmäler mit ihren Aschenkrügen, und wenn dann die Phantasie diese Mumie des Alterthumes mit den Gestalten ihrer Schöpfung belebte, und wenn dann in das reiche Leben das Moderne aus der Umgebung wie ein Farbenstreif herüber fiele, etwa ein Gesang mit dem Dudelsacke begleitet vor einem Madonnenbilde, und fernes Glockengeläute; dann wären wir durch Zaubergewalt in diese ferne Zeit versetzt, wir würden uns am innigsten in sie hinüber fühlen, in diese Zeit, die an der Grenze zweier Zeiten steht. Trefflich würde so manches Zufällige noch damit harmoniren; die Beschreibung des Gemäldes vom Raube der Europa, mit der das Werk beginnt, ist ganz im Geiste jener herculanischen Wandgemälde, und manche Nilgegenden mit dem Krokodile und dem Nilpferde und der Papyrusstaude und der Lotos sind wie dem Gedichte nachgebildet; gut würden auch die Phallen und Priape, die so häufig unter den Ruinen aufgefunden wurden, zu dem Tone des Ganzen stimmen. Es wäre ein herrlicher Genuß, aus der Mitte des colossalen Alterthumes hinaus zu blicken in die Gegenwart; der wäre drei Mal glücklich, dem die Götter ein solches vergönnten, er würde sich eine Hütte bauen und nicht mehr von dannen weichen wollen.

Außer jener Beziehung ist der Roman meistens mittelmäßig, manche gelungene Partien, auf denen noch der Geist eines besseren Jahrhunderts ruht, ausgenommen, die Sentimentalität ist noch schwach und ungeschickt, und ein vorlauter Verstand stört den Gang der Empfindungen nur zu oft durch seine Reflexionen. Eben jenes Bild vom Raube der Europa repräsentirt recht gut das Ganze in seinem Doppelcharakter von plastisch schönen Bildern in einer romantischen Landschaft, die in der Kindheit der Kunst gebildet scheint. Sonst ist es noch nicht ohne Interesse, jene

Euryanthe mit diesem Romane zu vergleichen; Fabel, Gang der Handlung, Personen und Entwickelung sind auffallend gleich, aber viele Jahrhunderte legen sich scheidend mitten zwischen die verwandten Bildungen.

Goethe [1]).

Seltsam ist es doch immer, daß bei allen den litterarischen Parteien, die sich in Deutschland umgetrieben haben, Goethe beinahe allein als der ruhige Angelstern dasteht, der nur in sich selber kreist, und von keinem andern Treiben um ihn her aus seiner Ruhe gerissen wird. Auch ganz neuerdings wieder Wagner [2]), der in seinem ehrlichen Eifer für das, was ihm das Rechte dünkt, Alles über den Haufen rennt, was nicht in seiner Richtung auf seiner Straße zieht, er geht an ihm wie an Plato vorüber und zieht höflich den Hut, und bittet beinahe um Verzeihung, daß er einmal gesagt hatte, er scheine wieder in die Kinderwiege zurück zu sinken. Ist's weil die neudeutsche Polemik [3]) ihn als ihren Vater ehrt, oder ist's die stolze, edle Haltung, mit der er oben auf seiner Höhe steht, und auf die laute tumultuarische Menge niedersieht? Knechtische Niederträchtigkeit ist's auf keine Weise; dafür ist die Zeit vorüber, und das rasche Treiben der Kraft zu groß, und die trotzige Selbstständigkeit; ich glaube die Huldigung ist rein, wie die meiste Polemik jetzt unrein und vergiftet ist, und er kann stolz sein darauf in dieser kalten, indifferenten Zeit, der nichts mehr Interesse und Theilnehmung abgewinnt, als das was eßbar und nahrhaft ist. Jean Paul nennt ihn [4]) fein und richtig einen plastischen Dichter. Das ist wahr, daß sich sogar die drei Perioden der griechischen Plastik an seinen Werken nachweisen lassen. Der große einfache, rauhe und harte Styl, der mit der Kraftperiode zusammenfällt, hat zwar mehr in sein Leben, als in seine Schriften eingegriffen, aber immer doch ist er an seinen Bildungen aus dieser Epoche vorherrschend, und äußert sich wie jeder Heroismus im Kampfe mit der Leerheit und der ärmlichen Fadheit seiner

---

[1]) Nr. 30.

[2]) Gemeint kann hier nur sein der Romanschriftsteller Ernst Wagner, der seinen patriotischen Kunsttendenzen in einem seit 1803 verschiedentlich schriftlich fixierten, gutgemeinten, aber unausführbaren Plane zur Gründung einer durch fürstliche Huld unterstützten allgemeinen deutschen Kunstschule, die einundfünfzig deutsche Städte von Riga bis Zürich vereinigen sollte, Ausdruck gab und damit das öffentliche Interesse erregte.

[3]) D. h. die Romantik.

[4]) In Jean Pauls „Vorschule der Aesthetik", (1804) Hempelsche Ausg. S. 288 heißt es von Goethe: „Ein plastisches Ründen und zeichnendes Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verräth, machen seine Werke zum festen, stillen Bilder- und Abgußsaal."

Zeit. Bei weitem die meisten seiner Werke tragen den Character des edeln und schönen Styls, und der wahre Mittelpunkt dieser Gestaltungen muß in den Elegien gesucht werden, und in den Nächsten da herum, überhaupt in jenen, die seit seinem Aufenthalte in Italien entstanden sind. Die Periode des eleganten Styls endlich wird ganz besonders durch die Eugenie[1]) repräsentirt. Das Bild ist nicht mehr Marmor; es ist aus Metall, und zwar einem der edeln gegossen; der innere Werth besticht das Auge, mit der größten Sorgfalt ist die Politur vollendet, und viel ist für einen reinen spiegelnden Glanz gethan; sorgfältig sind, wie an Dürers Gemälden, die Haare gelegt und geringelt, und alle Falten sind geglättet. Von der Seite nähert sie sich am meisten den Werken der französischen Bühne, dieselbe Correctheit, die nämliche sublimirte Abgezogenheit, dieselbe Gewandtheit, nur daß der Deutsche mehr Derbheit, mehr Sthenie, mehr allgemeine Anlage auf diese Höhe mitgebracht hat, als der schwächliche, furchtsame, bornirte Racine. Das Stück hat daher wohl Gnade vor Franzosen gefunden, die es lesen konnten; nur daß es keinen Ausgang hätte, mißfiel ihnen höchlich, und sie mußten es daher für einen mißlungenen Versuch des Deutschen halten, ihren großen Tragiker zu erreichen. Daß es möglich sein könnte, daß das Werk noch nicht geschlossen wäre, und daß man ganze in sich vollendete dramatische Bildungen noch fortlaufend in der Zeit gegenander gruppiren könne, wie man plastische im Raume gruppirt, davon hatten sie freilich keine Ahndung, und erkannten dasmal wieder sehr vergnügt ihrem Landsmanne die nie bestrittene Palme zu.

Die Almanache[2]).

Wie eine Schaar spielender Knaben begrüßen die Almanache jedes Mal das neue eintretende Jahr, seltsam geputzt, manche im besten Sonntagsstaate, und frisirt, und dicke Blumensträuße vorgesteckt, aufgedunsen, schwammig, dickköpfig die meisten, und leer, und dumm vor sich stierend, oder allerlei Eingelerntes ungeschickt nachbetend; nur wenige hüpfen frisch, und blühend und jugendlich, und in ihrer Nacktheit schön daher, daß man, wie sie den Rücken wenden, die sprossenden Flügel bemerkt. Eine phantastisch schöne Gestalt ist mir unter ihnen dieses Mal aufgestoßen; es ist die Novelle, die Rückkehr des Fernando de Lara ins Vaterland von Sophie Brentano, im Taschenbuch für Freundschaft und Liebe[3]).

[1]) Natürliche Tochter. — [2]) Nr. 34; Ueberschrift des Originals.

[3]) Für das Jahr 1805, S. 89—158. Ueber Sophie Brentano (Mereau) vergl. oben S. 27. Im „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet für das Jahr 1806“ erschien Görres selbst (S. 221—240) mit einem Beitrage „Kindermythen (Prolog. Christkindchen)“, worüber des näheren meine Schrift über Görres S. 37 ff.

Spanien ist das seltsame Wunderkind, von dem heißen, dunkelroth glühenden Africa im Rausche der Leidenschaft mit der kälteren, milden, blonden Europa erzeugt, und das Kind kann vor Allem den Vater nicht verleugnen. Seine Geschichte ist beinahe die einzige poetische; überall sonst herrscht die kalte, nüchterne, nordische Prosa mächtig vor, und nur strichweise ist einmal ein wenig ärmliche Poesie eingestreut. Diese Geschichte ist ganz im Geiste des Landes gedichtet; wie eine schwere Gewitterluft weht es von dem Auto-da-fe herüber, aber die Luft bringt auch südliche Düfte mit, gegen die der Masliebengeruch gleich darneben recht picant absticht. Der Erzählung liegt wahrscheinlich ein spanisches Original zum Grunde [1]), aber die Behandlung ist exotisch, und so vieles Einzelne, vorzüglich die trefflich schöne Träumerei des Fernando am Ende, wo die Geliebte auf dem Berge kniet, und die blind gewordenen Augen als zwei Sterne oben am Himmel stehen, und die Dornenkrone auf ihrem Haupte grünt, und weiße Rosen trägt; diese liebliche Dichtung ist in einer Phantasie aufgeblüht, die nicht spanisch und nicht italienisch ist, noch deutsch, und überhaupt nicht irdisch, sondern die oben über der Erde im Aether schwebt, und von dort aus ihre Blüthen auf den dunkeln Planeten wirft, wie die Engel in jenem Bilde der Maria, die sie gegen Himmel tragen. Nicht so gut wie dieser ist es der herrlichen Legende „Der Bruder Johann Garin von Montserrat" geworden, die sich im dritten Bande der Amaranthen [2]) findet; plump hat der Deutsche das schöne Bild mißhandelt, und auf den raphaelischen Johannes eine Tapetenmalerei hingesudelt. Möchte ein Künstler sich bald des Werkes erbarmen, und die Tüncherarbeit von dem Meisterwerke waschen!

Mystik und Novalis [3]).

Frommer, gutmüthiger, harmloser Novalis, was hast denn du verschuldet, daß sie dich lästern, und dich als das Haupt einer falschen, unächten, schädlichen Mystik verklagen? Was ist die Mystik anderes, als das Leben in einer zweiten, höheren Welt, die uns ja von außen schon entgegen glänzt, wenn wir den Blick zum Firmamente heben? Und diese Steigerung unserer höchsten, geistigen Kräfte, warum soll sie die

[1]) Görres hat recht. Die Erzählung ist eine ziemlich getreue Uebersetzung der Novelle La inocencia castigada der Donna Maria Zayas y Sotomayor (in ihren Novelas exemplares y amorosas, T. II. No. 3). Ich handle darüber im Zusammenhange mit den oben S. 27 genannten „Spanischen und italienischen Novellen" von Sophie Mereau in einem der nächsten Hefte des „Euphorion".

[2]) Amaranthen. Vom Verfasser der grauen Mappe (Joh. Chr. L. Haken). Drei Theile. Magdeburg 1802.

[3]) Nr. 40; Ueberschrift des Originals.

Sphäre des Reinmenſchlichen überfliegen? Steht nicht die Erde, und alles was ſchwer iſt auf ihr, mit fernen Welten im Verkehr, iſt unſer Körper nicht mit den entlegenſten Geſtirnen in Wechſelwirkung, und haben nicht alle Conſtellationen Einfluß auf das Leben, das unten in der Tiefe glimmt, und ſind nicht die großen organiſchen Epochen, ſelbſt der Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen von oben herab vermittelt; und der Geiſt ſollte dumpfer, abgeſchloſſener in ſeinem Kerker gefeſſelt liegen, keine höheren Mächte ſollten in ihn herüber greifen, über dem Zenith ſeiner höchſten Kräfte ſollte nur eine öde Leere brüten, ein ſchaudervolles Nichts, in dem die Idee erſtarrt? Hat die Welt denn dieſem Geiſte Schranken geſetzt, iſt das Univerſum ihm in einen Reif von Erz geſchlagen, umgürtet von einem gewaltigen Felſenriff, von dem ein jäher Abſturz in die bodenloſen Abgründe der Vernichtung führt, wo ſchwindelnd der Gedanke in die Nacht zu vergehen fürchtet, oder iſt dies Univerſum nicht ein unermeſſner Ocean, in dem die Welten wie ſchwimmende Inſeln ſchweben, nur von der eigenen Unendlichkeit umkreiſt, ohne Mittelpunkt und Oberfläche? Lichtgeiſter wandeln unter den dunkeln Gebirgen dort herum, und gießen Leben über ſie aus und Ueberfluß, und dieſe Geiſter, ſie ſind auch uns befreundet; wie die Erde der Sonne in ihren Bahnen folgt, ſo ſchlingen ſich die inneren Kreiſe um ſie her, und eine höhere Einheit verkettet in ſich die Geiſterwelt. Wer ſich in das Endliche verliert, dem iſt die Endlichkeit zum Sarcophag geworden, er ſelber hat den ungeheuren Stein vor die Öffnung hingewälzt, und von innen ſie verſiegelt; trauernd ſitzen ſeine befreundeten Genien auf dem Grabe, und harren der Auferſtehung des Begrabenen. Sollen wir denn ewig ein mattes, welkes, bleiches Leben beim ſparſamen Scheine des Grubenlichtes durchleben, und nicht einmal, wenigſtens durch die Spalten, durch die ein höherer Schimmer in die Tiefe fällt, hinauf uns an die Oberfläche winden, und zu dem ewigen Feuer beten, das oben in der Höhe flammt? Beim Sternenlichte feiert ihre Myſterien die Natur, hat euer Gemüth und euer Geiſt denn keine Myſterien zu feiern? Wenn euer innerer Himmel ſchwarz und düſter ſteht, und kein freundliches Geſtirn von ihm hernieder blinkt, wollt ihr darum die hohen Sterne als Meteore in euern Dunſtkreis ziehen, glaubt ihr troſtlos ihren ewigen Glanz erloſchen, wenn eure Nebel ſie umziehen, und eine dunkle Wolkendecke den ganzen Horizont unterlaufen hat. In ruhigem Gleichmuthe ſtrahlen ſie nieder auf die Schattenkugel, und beglänzen ihre Dunſtſtreifen; ſelbſt die Dämmerung, die die Tiefe matt erhellt, ſie iſt ihr Werk; was ſterblich iſt, wandelt in ihrem Lichte, und nimmer mag es ihnen ſich entziehen, in ſeinem geringſten Theile muß es ihrer höheren Würde huldigen. Und dieſe Ueberzeugung tief der

Seele einzuprägen, die Quelle von allem menschlichen Streben und seine höheren Beziehungen nachzuweisen, auf die höheren Principien alles Seins und Werdens hinzudeuten, und die Aussicht ins Unendliche in die moralische Natur einzuführen, das ist der Zweck der Mystik, dahin geht ihr Bemühen, und daher soll sie Jedem, der nach Anderem als der bloßen Befriedigung des Bedürfnisses ringt, heilig sein. Nur dem Höheren verwandte Geister, die auf den Bergen wohnen, in deren Innerem der Himmel ewig heiter, klar und prachtvoll steht, wo die Sternbilder, nimmer untergehend, auf und nieder in ihren Kreisen ziehen, nur solche Geister mögen des Volkes Priester in ihr sein; das Volk selbst, das unten im Thale wohnt, wo die Quellen, und die Ströme, und die feuchte Erde dunsten, und die Feuer qualmen, und die Wolken zwischen den Bergen hangen, mag sich des sanfteren Schimmers, und der größeren Wärme, und der Erdenschätze freuen, aber es soll nicht der Wunder der Höhe spotten, und nicht gering halten die höheren Blüten, die die Gefilde des Himmels tragen.

Es [1]) gibt einen zweifachen Mysticism, den der Anschauung und den der Liebe, der erste ist der des Novalis. Trefflich hat er in seinem Heinrich von Ofterdingen diese Anschauung bildlich in der Vision des Pilgers auf dem Berge bei Augsburg dargestellt, da, wo er nämlich sagt [2]): „Da drang durch die Äste ein langer Strahl zu seinen Augen, und er sah durch den Strahl in eine ferne, kleine, wundersame Herrlichkeit hinein, welche nicht zu beschreiben noch kunstreich mit Farben nachzubilden möglich gewesen wäre. Es waren überaus feine Figuren, und die innigste Lust und Freude, ja eine himmlische Glückseligkeit war darin überall zu schauen, sogar die leblosen Gefäße, das Säulwerk, die Teppiche, Zierrathen, so daß alles, was zu sehen war, nicht gemacht sondern wie ein vollsaftiges Kraut also gewachsen, und zusammen gekommen zu sein schien. Es waren die schönsten, menschlichen Gestalten, die dazwischen umhergingen und sich über die Maßen freundlich und holdselig gegen einander erzeigten; ganz vorn stand die Geliebte des Pilgers, und es hatte das Ansehen, als wolle sie mit ihm sprechen, doch war nichts zu hören, und der Pilger betrachtete nur mit tiefer Sehnsucht ihre anmuthigen Züge, und wie sie so freundlich und lächelnd ihm zuwinkte, und die Hand auf ihre linke Brust legte. Der Anblick war unendlich tröstend und erquickend, und der Pilger lag noch lange in heiliger Entzückung, als die Erscheinung wieder hinweg genommen war." Dieses mystische Anschauen, wie es sich in der angeführten Stelle

[1]) Von hier an Nr. 41 (Beschluß).
[2]) Novalis' Schriften. Herg. v. L. Tieck und Fr. Schlegel I, 218.

malt, bezeichnet zugleich das Genie des Novalis als ein im Ganzen mehr philoſophiſches und mehr zur Univerſalität der Vernunftidee hinneigend. Denn wie die Kunſt ihre Philoſophie hat, ſo hat die Philoſophie ihre Kunſt, und dieſe philoſophiſche Poeſie, wie ſie überhaupt das eigene Charakteriſtiſche der neueren deutſchen Kunſt in allen ihren Verzweigungen iſt, ſo ſpricht ſie ſich ins beſondere am freieſten im Heinrich von Ofterdingen aus. Und es iſt keine Verunreinigung des wahren Weſens der Kunſt, dieſe Verſchmelzung der Poeſie mit der Vernunftidee: die das ſagen, haben keinen Begriff von dem Ineinanderſpielen aller Kräfte und der organiſchen Lebensnorm, die allem menſchlichen Thun und Treiben zum Grunde liegt; ſie ſind wie die Criſtalle der chymiſchen Natur in eine beſtimmte Form angeſchoſſen, und zu Anderem, was nicht ihre Grundform hat, fühlen ſie ſich durch keine Verwandtſchaft hingezogen. Die ganz reine abgezogene Poeſie iſt ſtumm, ein abſolut poetiſches Gemüt iſt in ſich ſelbſt verſchloſſen, und nicht darſtellend, es kann nichts aus ſeiner dunkeln Tiefe zu Tage fördern; die reine Geiſtigkeit iſt abſolut contemplativ, ganz verloren in die Anſchauung, und daher eben ſo wenig plaſtiſch bildend, weil die innere Cohäſion ihm fehlt; die Poeſie kann daher kein Gebild aufweiſen, was dem einen ganz und rein entſpräche, und die Philoſophie hat keine Form, die das andere in ſeiner ganzen Unendlichkeit faſſen könnte, alle Geſtaltungen fallen zwiſchen beide Gegenſätze in die Mitte, und nur das Vorherrſchen der einen oder der anderen Kraft beſtimmt ihren poetiſchen oder philoſophiſchen Charakter. Bei Novalis aber herrſcht offenbar die Anſchauung vor, ſein Gemüth hatte nicht Tiefe genug, um den Ideenreichthum zu bemeiſtern, und ein reiches, volles, lebendiges Leben zu geſtalten, es war zu viel Verflogenheit in ſeinem Weſen, als daß er ſeinen Bildungen jene Gediegenheit hätte geben können, die mit hoher Rührung das Gemüt bewegt. Aber wenn er auch nicht das Höchſte erreichte, ſo hat er doch Hohes erreicht, und ſeine zarte, halb durchſcheinende Individualität winkt freundlich dem Sinne zur Beſchauung. Das Weſen und die eigentliche Mitte ſeines Ofterdingen iſt die ſymboliſche Darſtellung ſeiner Weltanſchauung in Bildern und Tönen der Phantaſie. Das Leben des Ganzen ſpiegelt ſich in Heinrichs Leben, und die Kunſt ſtrebt einen Mikrokosm darzuſtellen, der in ſeiner Univerſalität gefallen möge, während die Wiſſenſchaft mit dem Ihrigen nur den forſchenden Geiſt zu befriedigen ſtrebt, und freilich in höchſter Vollendung zugleich Kunſtwerk wird; daher blickt im ganzen Verlaufe des Buches überall die Idee durch die äſthetiſche Hülle durch, von dem ſchönen, rein phantaſtiſchen Traume von der blauen Blume, womit das Werk beginnt, durch die Erzählung der Kaufleute, die den Sieg der Poeſie über das

Leben ausdrückt, durch die Berichte vom heiligen Lande auf dem Ritterschlosse, in dem Vortrage des Bergmannes, in dem die Poesie in die Tiefen der Erde dringt, und die Metallkönige in ihren Lagern, und die Quellen in ihren Betten besucht, so wie in den Liedern, die er singt, beim Besuche der Höhle und vor allem in dem großen mit Phantasie und Witz entworfenen Märchen, in dem die Kosmogonie der beiden Naturen in einem glühenden, zischenden, flammenden Feuerwerke dargestellt wird, überall bricht die herrschende Kraft hervor; aber in gefälligen Formen hat die Einbildungskraft ihr Spiel gemildert. In der Geschichte, so weit sie der Dichter führen konnte, ist wenig Handlung, überall jene Neigung zur Contemplation und das Versinken in Betrachtungen, überall ein aufquellender Reichthum an Vernunftformen, und dabei die Kindlichkeit der Zeit, in der die Geschichte spielt. Es ist ein Verlust für die Kunst, daß dieselbe innere Aufgelöstheit, die sich in den Werken des Dichters ausgeprägt hat, auch in seiner Organisation herrschte, und eine so frühe Zerstörung ihm bereitete [1]); nicht oft gelingt es der Natur, dem irdischen Stoffe so zarte Formen abzugewinnen, und sind sie ja in einem Wurfe gefallen, dann ist sie rauh und hart und unbarmherzig gegen die schwachen Kinder, und reibt sie wieder auf, ehe das matte Leben in ihnen sich entfaltet hat. Schmähe daher sein Andenken keiner, er war der Herold oder das Vermächtniß einer besseren Zeit! Jene aber, die ihm Tendenz zur falschen Mystik vorwerfen, die mögen sich vorsehen, ob nicht der Dünkel, der, indem er nach vielen Declamationen gegen das Wesen selbst endlich seine Realität zugeben muß, nun sich an die Form hängt, und Distinctionen macht, denen er den eigenen Irrthum aufbürdet, ob nicht auch dieser ihre Ansicht begründet habe.

Klinger [2]).

Ein starker, kräftiger, männlicher Character prägt sich in Klinger's Schriften aus; große, ausgearbeitete, markige Züge bilden seine Physiognomie; das Leben hat ihn unsanft angefaßt, und er hat den Angriff

[1]) Novalis starb, noch nicht 29 Jahre alt, am 25. März 1801. Die Schriften dieses tiefsinnigsten, heutigen modernsten Geistesrichtungen verwandten und wiederauflebenden Romantikers gaben seine Freunde Tieck und Fr. Schlegel 1802 zuerst heraus.

[2]) Nr. 55. Friedrich Maximilian Klinger, Goethe's Jugendfreund, der Dramatiker aus der Zeit des Sturms und Drangs, stand in der zweiten Hälfte seines Lebens bis zu seinem Tode (1831) in russischen Hof- und Staatsdiensten. Diese Periode der Reife, charakterisirt durch seine Romane und durch seine „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur", Leipzig 1802—5, allein hat Görres bei seiner Würdigung im Auge. — Vergleiche Max Rieger, Klinger in seiner Reife, Darmstadt 1896.

trotzig abgewehrt, und stark und gewandt, aber nicht lahm hat er sich an ihm gerungen; athletisch derb treten die vielgeübten, prallen Muskeln über die Oberfläche hervor, aber das Herz schlägt warm und voll und kräftig fort; keck und frei hat er in die Welt geblickt von der Höhe jener künstlichen Organismen aus, die sie Höfe nennt; der Menschen seltsam Thun und Treiben hat er angeschaut, das verwickelte Spiel der lebendigen Kräfte im Staatenverein hat er zerlegt und in seine Elemente aufgelöst, die moralische Welt hat er umreist, und reich an Erfahrungen ist er zurückgekehrt; vielseitig hat er seine Kräfte ausgebildet, aber den Reichthum seiner moralischen Natur hat er nicht um Klugheit eingetauscht, des Lebens Schätze hat er mit dem Leben abbezahlt, und unangegriffen nimmt er den höheren, ihm vertrauten Fond auf seine weitere Laufbahn mit. Welterfahrung und innere moralische Kraft machen die beiden eigentlichen Elemente seines Wesens aus, das Beste in seinen Schriften, besonders in seinen Gedanken über Welt und Literatur, geht von diesen beiden Punkten aus. Aber feindlich sind von jeher diese beiden Elemente, nicht leicht mögen sie in derselben Verträglichkeit zusammen wohnen; ihr hört die eine, und sie fordert, daß ihr euren Character und eure Würde der Klugheit unterordnet; ihr gebt euch der anderen hin, und die Welt steht gegen euch auf, und ihr selbst kommt euch wie Pedanten vor. Der aber das Wagestück besteht, beide in seine Natur aufzunehmen, und mit dem großen Zwiespalt in der Brust sich in die Welt hineinwirft, der hat sich selbst einen schweren Kampf bereitet; der hohe Ernst des Willens, und die spöttische Natur der Wirklichkeit fechten in ihm ihre Fehde aus; läßt er den ersten unterliegen, dann rächt den Niedergeworfenen das innere Bewußtsein schwer, achtet er die andere nicht, dann zerschmettert sie ihn oder läßt ihn verschmachten, indem sie zurücktritt vor ihm, wie die fliehende Welle vor der Lippe des Durstigen. Der Kampf der feindseligen Principien geht endlich, wenn er eine Weile mit gleichen Kräften fortgesetzt ward, in den Sarcasm über als bleibender Zustand fixirt. Die erbitterte moralische Natur, die den innern nothwendigen Gegensatz nicht aufheben kann, constituirt ihn als Teufel, den sie mit seinen eigenen Waffen bekämpft, indem sie seinen Spott mit ihrem Ernste in jene sarcastisch humoristische Verschmelzung bringt und ihn so durch seine eigene Kraft herauswirft, so oft er vordringen will; und der moralische Glaube geht siegend aus dem Kampfe hervor, und der Gegner wird nicht vernichtet, sondern durch sich selbst gebändigt.

Das ist Klingers Zustand, und das war jener des Tacitus, nur bei diesem mit einem verhaltenen Ingrimme versetzt, weil er alles aufgegeben hatte und seine ganze reiche Natur in sich und seine Werke

zusammenpressen mußte, bei jenem hingegen freier athmend und minder dumpf in seinen Ausbrüchen, weil er noch Hoffnungen hat, und einen neuen Wirkungsraum für seine Kraft. „Practische Thätigkeit, Recht- und Pflichtverhältnisse, moralisches Handeln, rasches Eingreifen ins Leben und in die Verhältnisse der Menschen, die Gesetze der moralischen Welt und ihre großen Epochen in Zukunft und Vergangenheit, sie umschreiben die Sphäre, in der sein Geist vorzüglich mit Liebe sich gefällt. Sein Cyklus von Romanen[1]), Faust, Giafar, Raphael, Reisen vor der Sündfluth, Sahir, Der Weltmann und der Dichter, Geschichte eines Deutschen haben durchaus diese Tendenz; es sind moralische Dichtungen, in denen durchaus das Thema der Theodicee durchgeführt ist, sie spielen alle um die Verhältnisse von Vorsehung, Schicksal und Teufel, um den Kampf des Guten und Bösen, den Streit der Schlechtigkeit in der menschlichen Natur mit dem Ideale, die Gräuel der Pfaffheit und des Despotismus, die Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft und den Mißbrauch der Kraft. Seine Poesie ist ernst, düster wie ihr Gegenstand, die Wirkung des Tragischen erreicht sie oft, aber öfter wird sie herb, oder besser, um die Sache mit einem Worte zu bezeichnen, das eigens für ihn erfunden zu sein scheint, barsch. Das Sentimentale, Rührende ist ihm fremd, und er sucht es nicht und mag es nicht, seinem fest bestimmten, entschiedenen, derben Character scheint es unmännlich; wo es ihn ja hier und da beschleicht, da wehrt er es von sich ab und schämt sich seiner. Daher liebt er die Weiber nicht und achtet sie nur mäßig; schnell gleitet er in seinen Dichtungen über jene Partien hin, wo die reine Weiblichkeit hervortreten soll, und die Scenen ihrer Entartung malt er mit Wohlgefallen aus. Daher die öftern Declamationen gegen das Geschlecht in seinen Fragmenten[2]), selbst seine Poesie hält er in scherzhaft unterwürfiger orientalischer Abhängigkeit von sich; sie soll schlafen, so lange die Kraft in ihm wacht und der Mann in ihm thätig wirkt; daher sein häufiges Schillern in jenem Cynismus der Sprache und der Ansichten, wie ihn besonders alte Aerzte häufig lieben, und den er unter der Form der lüsternen Petulanz, wie er bei Thümmel erscheint, so eifrig in Schutz nimmt. Man kann sich erfreuen an Thümmels Geiste, an der lebhaften Phantasie, an der feinen Gewandtheit des Dichters, die den Deutschen in ihren Schriften wie im Leben nur zu oft über die Gebühr fehlt; man kann sogar, wenn man dem unteren Menschen und der Naturkraft ihr Recht läßt, mit Wohlgefallen bei seinen Nuditäten verweilen, denn auch dabei ist Virtuosität nicht zu

[1]) 1791—98 erschienen.

[2]) So nennt Görres mit einem Ausdruck Friedrich Schlegels für diese Art Aphorismen die oben citirten Klingerischen „Betrachtungen".

verachten; allein am Ende wundert man sich doch, wie der Dichter[1]), der in seinen Werken sich verklären soll und wirklich darin oft nahe an die Verklärung streift, wie die treffliche Scene der Prüfung der St. Aignan im sechsten Bande beweist, sich anhaltend mit Wohlgefallen durch viele Bände depotenzirt, und wie er es über sich gewinnen konnte, sich selber in seinem Werke eine oft so undankbare und fatale Rolle zuzutheilen.

Die Bemerkungen Jean Paul's darüber[2]) waren wohl gegründet und schonend genug, dafür desto unartiger Klinger's Replik. Es ist ehrlich von ihm, daß er unverhohlen seine Abneigung gegen diesen Dichter zu erkennen gibt, besonders wenn er gelesen hat, was dieser im Hesperus und anderwärts Gutes von ihm sagt, aber er vergißt dabei die Maxime, die er doch selber bei Gelegenheit von Schillers Jungfrau von Orleans aufgestellt hat, wo er sagt: „um in den dichterischen Schöpfungen recht zu genießen, muß man Sinn für alles haben, nur das Mittelmäßige taugt nichts, es sei von edler oder niedriger Art; der ausschließende Geschmack ist das platteste Geschöpf der Convention, das man sich aus schwächlicher Zierlichkeit oder Zartheit erkünsteln kann, denn das Ding ist gar nicht in unserer Natur". Diese Polemik gegen alle Sentimentalität gründet sich auf einen Defect in seiner individuellen Natur, der eben anderwärts Virtuosität möglich macht, aber darum nimmer zur Vollkommenheit wird. Aber wo es Ungestüm gilt und Energie, da ist seine Sphäre; kräftig schildert er die Verbrechen der Gewalthaber; in hoher, edler Entrüstung malt er zürnend die Schandthaten, die die Geschichte entehren; in einer schönen Begeisterung erwärmt sich dabei sein Gefühl, und er wird ehrwürdig in seinem hohen, heroischen Zorne, und das Gemüth erfreut sich an der edeln Gestalt; aber wenn es nun sich angezogen fühlt von der kräftigen Natur, dann kehrt diese schnell ihm wieder eine einseitige Schärfe wie ein Eisfeld entgegen, und es fühlt sich abgestoßen von dem poetischen Wilden. Unter so vielem Trefflichen, was seine Fragmente enthalten, wovon ich nur den meisterhaften Dialog „der Philosoph und der Fürst" erwähnen will, laufen wahre Barbarismen und unzählige Versündigungen an der Kunst mit unter, wozu beinahe alles gehört, was er über die deutsche Poesie sagt.

---

[1]) Gemeint ist wieder Klinger, nicht Thümmel.

[2]) Wohl in der „Vorschule der Aesthetik", Hempelsche Ausg. S. 100, wo es u. a. heißt: „Ich frage jeden Revisor der Romanen — — — ob er nicht — — — zugeben und einsehen muß, daß Klinger's Poesien den Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Ideal, anstatt zu versöhnen, nur erweitern, und daß jeder Roman desselben, wie ein Dorfgeigenstück, die Dissonanzen in eine schreiende letzte auflöse."

Durch[1]) alle seine Werke überhaupt ist die Zeichnung meist hart, die Umrisse sind unrein, seine Scurzirungen häufig verzerrt zur Carricatur, seine Uebergänge schroff, seine Farbengebung meist grau und fahl und unangenehm. Wo das alles am wenigsten der Fall ist, mag bei Raphael de Aquilas sein, wo am meisten bei Faust; eine rauhe, widrige, rohe Wildheit herrscht durch das ganze Stück; ein schneidender Nordwind bei trübem, wolkigem Himmel bricht aus ihm hervor und bläst den Sinn eiskalt an; unglaubliche Cruditäten laufen mit sehr gelungenen Stellen durcheinander, und in manchen Scenen, so historisch sie sein mögen, würde sich die Unpoesie schwerlich weiter treiben lassen. Ueberall weht durch seine Poesie der nordische Geist, düsterer Character, harter, schroffer Heldensinn, nüchterner Ernst, etwas Ungeschlachtheit in den Ausbrüchen des Enthusiasmus; Schlachten, Kampf, Sieg und Tod der Vorwurf der Kunst. In der Philosophie neigt sich sein Geist ab von der feinen, aufs höchste gesteigerten Speculation der Deutschen; von jenem reinen, auf sich selbst gestützten Wissen und dem zarten optischen Spiele mit ins Unendliche gespaltenen, aber farbelosen Strahlen; theils die Masse des Realen in seiner Persönlichkeit, ein Fond, zu dem der Hofmann immerfort die Interessen seiner Erfahrungen schlägt, theils die sehr entschieden französische Tendenz, die sein Geist eben am russischen Hofe angenommen hat, und die er nun in seiner Consequenz behaupten will, macht diese Antipathie erklärlich, und nur die Liberalität seiner Gesinnung macht ihn die Sache an sich, als eine Kraftäußerung weiter nicht verwerfen. Wenn er aber insbesondere gegen Fichte sich erklärt, dann weiß er nicht, wie viel Aehnlichkeit er in seinem ganzen Wesen und in dem, was das Beste daran ist, mit dem Getadelten hat, nur daß freilich beide wie Welt und Einsamkeit gegen einander über stehen; wieder mag er aber auch nicht die hohe Einigung von Poesie und Philosophie, wie sie sich in Plato ausgesprochen hat, und er wäre nicht ungeneigt, wie es beinahe den Anschein hat, der Condillacschen Philosophie den Vorzug vor allen anderen zu geben.

Es muß ein Princip geben, aus dem so viele Einseitigkeiten bei so vielem Trefflichen in dieser Individualität sich erklären lassen, das bei der strengen Consequenz, die in diesem Character herrscht, allen Manifestationen desselben zum Grunde liegt. Wenn wir uns seine Natur als eine ursprünglich zum Handeln und zur practischen Thätigkeit organisirte vorstellen, in der aber ein Vorherrschen der beschaulichen Thätigkeit über die ergreifende poetische, das harmonische Gleichgewicht der Kräfte im Character, wie es die römische Natur constituirt, störend

[1]) Nr. 56 (Beschluß).

trübt, und eine gewiſſe Quantität von Phlegma in denſelben bringt, dann möchten wir wahrſcheinlich nicht weit von dieſem Principe entfernt ſein. Dieſe Anlage drängte ihn zuerſt in die ſchriftſtelleriſche Laufbahn; im Verhältniſſe, wie er ſich herausriß aus den Wirbeln der Welt, fühlte er ſich um ſo tauglicher zur Reflexion über ihre Verhältniſſe, eine Beſchäftigung, zu der ſeine moraliſche Gravitation ihn immer hinzog, und damit war die Mitte des ſchönen Kreiſes gegeben, den er in der Folge mit ſeinen Dichtungen ausfüllte. Auf die Warte der Menſchheit war er hingeſtellt, und von da herab wollte er für die Anſchauung ordnen das Chaos ihrer Verhältniſſe, und nur von dort aus konnte er jenen Schatz von trefflichen Erfahrungen ſammeln, den ſeine Schriften enthalten. Aber wo er hinüber trat aus dieſer Sphäre in die der Kunſt oder der Philoſophie, da mußte jene innere Disharmonie ſtörend ſich offenbaren; wie ein angehängtes Gewicht zog die Compactität ſeines Characters und ſeiner Welterfahrung ihn gleich ſehr vom Romantiſchen wie von der Idee zurück. Seine Poeſie neigte ſich daher dem Practiſchen zu; weil das weibliche nicht in ihr war, darum mußte ſie exaltirt männlich werden; ihren Reiz konnte ſie nur im Ernſten ſuchen, da ihr Rührung und Gemüthlichkeit, die wahre Tiefe der Kunſt, fehlt; ſeine Philoſophie aber mochte gleichfalls ſich nicht zur Idee verſteigen, weil ſie auf ihrem Fluge Willen und Welt zurückzulaſſen ſich nicht verſtehen konnte, ſie rächte ſich aber für dieſe Verſäumniß dadurch, daß ſie ihn nöthigte, im Felde der Moral, um die es ihm warmer, hoher Ernſt iſt, dieſelben feinen Geſpinnſte anzulegen, die er ſo bitter an der deutſchen Philoſophie rügt.

Wie dem allem auch ſei, ſeine Geſinnung iſt lauter, ſein Character brav und kräftig, Deutſchland achtet ihn, und bei der gegenwärtigen Lage Europas ſteht er wie durch höhere Schickung gerade an dieſer Stelle, von wo aus er vielleicht mehr Einfluß auf die Ereigniſſe der Gegenwart und Zukunft hat, als man wohl ahnden mag.

III. **H. Keiter, Joseph v. Eichendorff.** Sein Leben und seine Dichtungen. 120 S. geh. M. 1.80.

1888. I. **Dr. Franz Hettinger, Dante's Geistesgang.** 140 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. J. H. Schwicker, Peter Pázmány, Cardinal-Erzbischof und Primas von Ungarn, und seine Zeit.** 104 Seiten. geh. M. 1.80.

III. **Joseph Plaßmann, Die veränderlichen Sterne.** Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse u. Erklärungs-Versuche. 120 S. geh. M. 1.80.

1889. I. **P. August Schynse, Zwei Jahre am Congo.** Erlebnisse u. Schilderungen. Mit 7 Abbildungen. Herausgegeben von Karl Hespers. 104 S. geh. M. 2.—

II. **P. Gabr. Meier, Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren.** Reise-Tagebuch des P. Nep. Hauntinger O. S. B., Bibliothekar von St. Gallen. 130 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. Franz Falk, Die deutschen Meß-Auslegungen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1525.** 64 S. geh. M. 1.20.

1890. I. **P. Aug. Schynse, Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ost-Africa.** Reise-Tagebuch. Herausgegeb. von K. Hespers. 1. u. 2. Aufl. 116 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Fr. Falk, Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdrucks bis zum Jahre 1520.** Mit 9 Facsimiles. 92 S. geh. M. 1.80.

III. **A. M. v. Steinle, Edward von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christl. Kunst.** Aus ihren Briefen geschildert. Mit 2 Kunstbeilagen. 104 Seiten geh. M. 2.—

1891. I. **Leopold Kaufmann, Zehn Vorträge über Kunst von Maler Philipp Veit.** Mit einer Kunstbeilage: Bildniß des Malers Veit. 126 Seiten. geh. M. 2.—.

II. **Dr. Adalbert Ebner, Propst Joh. Georg Seidenbusch und die Einführung der Congregation des hl. Philipp Neri in Baiern und Oesterreich.** Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. 80 S. geh. M. 1.50.

III. **H. Keiter, Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke.** 130 Seiten geh. M. 1.80.

1892. I. **Joseph Plaßmann, Der Planet Jupiter. Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungs-Versuche.** 112 S. geh. M. 1.80.

1892. II. **Hespers, Karl, P. Schynse's letzte Reisen. Briefe und Tagebuchblätter.** 104 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. Freiherr von Hertling, Naturrecht und Socialpolitik.** 84 S. geh. M. 1.50.

1893. I. **Dr. J. P. Kirsch, Die christlichen Cultusgebäude im Alterthum.** Mit 17 Abbildungen. 104 S. geh. M. 1.80.

II. **Dr. Heinrich Weber, Der Kirchengesang im Fürstbisthum Bamberg.** 72 S. geh. M. 1.20.

III. **Nikolaus Paulus, Johann Wild. Ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts.** 84 S. geh. 1.50.

1894. I. **Jul. Bachem, Die bedingte Verurtheilung.** 68 S. geh. M. 1.20.

II. **Dr. G. Schnürer, Die Entstehung des Kirchenstaates.** 116 S. geh. M. 1.80.

III. **Ludwig Schmitt, S. J., Johann Taufen. der dänische Luther. 1494—1561.** Zur vierhundertjährigen Feier seiner Geburt. 128 S. geh. M. 2.—.

1895. I. **Prof. Dr. Wilhelm Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins.** 144 S. geh. M. 2.25.

II. **Dr. Albert Gockel, Das Gewitter.** 120 S. geh. M. 1.80.

III. **Dr. H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentano's.** 120 S. geh. M. 1.80,

1896. I. **Prof. Dr. Heinrich Finke, Carl Müller, Sein Leben und künstlerisches Schaffen.** Mit dem Bildniß Carl Müller's und sechs Bildertafeln. 118 S. geh. M. 2.70.

II. **Professor Dr. Konrad Miller. Monialium Ebstorfensium mappa mundi** mit Kurze Erklärung der Weltkarte des Frauenklosters Ebstorf vom Jahre 1284. 64 Seiten Text. geh. M. 2.—.

III. **Bachem, Julius, Bedingte Verurtheilung oder Bedingte Begnadigung?** 40 S. geh. M. 1.20.

1897. I. **Dr. Franz Kampers, Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi.** 124 S. geh. M. 1.80.

II. **Kirsch, Dr. J. P., Die Acclamationen und Gebete der altchristlichen Grabschriften.** 88 S. geh. M. 1.80.

III. **Jurbonsen, Dr. Friedrich, Die Sage von der Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaume".** 96 S. geh. M. 1.80.

1898. I. **Prof. N. Scheid, S. J., Der Jesuit Jakob Masen, ein Schulmann und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts.** 72 Seiten. geh. M. 1.50.

1898. II. **Prof. Dr. Heinrich Finke, Der Madonnenmaler Franz Ittenbach.** Mit dem Bildniß des Künstlers und Abbildungen von 11 seiner Werke. 80 Seiten. geh. M. 2.—.

III. **Dr. Joseph Wilpert, Die Gewandung der Christen in den ersten Jahrhunderten.** Vornehmlich nach den Katakomben-Malereien dargestellt. 58 S. Text und 22 Seiten Abbildungen. Geh. M. 2.—.

(Fortsetzung siehe 4. Seite des Umschlags.)

Jahresberichte und Vereinsgaben ferner:

1899. I. **Alexander Kaufmann, Thomas von Chantimpré.** 138 S. M 1,80.

II. **Dr. Augustin Wibbelt, Joseph von Görres als Litterarhistoriker.** 80 S. M. 1,50.

III. **Joseph Dahlmann, S. J., Das altindische Volkstum und seine Bedeutung für die Gesellschaftskunde.** 140 S. M. 2,25.

1900. I. **P. Bernhard Duhr, S. J., Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen.** 96 S. M. 1,80.

II. **Dr. Johannes Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen.** 90 S. u. 1 Tafel Abbildungen M. 1,80.

III. **Dr. Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres aus den Jahren 1804 u. 1805.** 88 S. M. 1,80.

Die **Mitglieder** der Gesellschaft erhalten den **Jahresbericht** und die regelmäßig in jedem Jahre erscheinenden **Vereinsgaben**, die Theilnehmer den Jahresbericht gratis und franco zugesandt.

Die Mitglieder und die Theilnehmer erhalten die sämmtlichen auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften [**nicht** jedoch das **Staatslexikon**] bei directem Baarbezug von dem General-Secretair der Gesellschaft zu zwei Drittheilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [**nicht** die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

*

Adresse des General-Secretairs: **Dr. H. Cardauns, Köln.**
„ der Geschäftsstelle **J. P. Bachem, Köln.**

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Cardauns, Dr. Hermann, Konrad von Hostaden, Erzb. von Köln (1238—61). **Festschrift** zur Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr. Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewidmet von der Görres-Ges. 1880. 176 S. Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt Mark 3,60. (Für Vereinsmitgl. und Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr. Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. **Festschrift** zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlung. Preis: brochirt Mark 3,—. (2.—.)

Hipler, Dr. Franz, Die deutschen Predigten und Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. **Festschrift** zur Inthronisation des Erzbischofs Philippus von Köln. Köln 1885, in Commission bei J. P. Bachem. 180 S. Lex.-Format. Preis: brochirt Mark 4,—. (2,65.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen Liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr. Otto Barbenhewer. 1882. gr. 8°. (XVIII und 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagsbuchh. in Freib. Preis M. 13,50. (9.—.)

Historisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von H. Grauert, L. Pastor, G. Schnürer u. C. Weyman herausgegeben von Joseph Weiß. 1.—21. Band, 1880—1900, zu 4 Heften gr. 8°. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrg. 12 M. (8.—.) Einzelne Hefte M. 3,50.

Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görresgesellschaft u. in Verbindung mit der Redaction des Histor. Jahrbuchs herausg. von Dr. H. Grauert. 1. Heft: Die Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen, eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Bruno Böhm (Freiburg. Herder, 1900.)

Jahresbericht der Section für Philosophie 1877. 1883. 1884. 100 bezw. 116 und 108 Seiten groß 8°. Preis: je Mark 1,80. (1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Staatslexikon. Band I—V. (Heft 1—46) Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1887—97 (abgeschlossen). Zweite Auflage. Band I. (Heft 1—9) (1900).

Philosophisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Jos. Pohle (Breslau) u. Prof. Dr. Schmitt (Fulda) herausgegeben von Dr. Const. Gutberlet, Prof. an der philos.-theol. Lehr-Anstalt in Fulda. 1. bis 13. Band. 8°. Fulda 1888—1900. Druck und Commissions-Verlag der Fuldaer Actien-Druckerei.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausg. von der Görresgesellschaft. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. I. Prof. Dr. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morone's vom deutschen Königshof (1539, 1540). 1892. — II. Dr. Ehses, Römische Documente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrich's VIII. 1893. — III. Prof. Dr. Kirsch, Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts. 1894. — IV. Dr. Ehses und Dr. Meister, Nuntiaturberichte aus Deutschland. Erste Abth. 1895. — V. Prof. Kirsch, Die Rückkehr der Päpste Urban V. u. Gregor XI. von Avignon nach Rom. 1898. — VI. W. E. Schwarz, Die Nuntiatur-Correspondenz Caspar Groppper's aus Westdeutschland (1573 bis 76). 1898. — VII. Nuntiaturberichte aus Deutschland. Zweite Abth. 1900. — VIII. P. K. Eubel, Die avignonesische Obedienz der Mendikantenorden. 1900.

Die Redaction der regelmäßig erscheinenden Gratis-Vereinsgaben (nicht der sonstigen Vereinsschriften) ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Commission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsgaben bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Marzellenstraße 22, zu adressiren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

PT 285 .G6 C.1
Charakteristiken und Kritiken
Stanford University Libraries
3 6105 035 616 734

PT
285
.G6

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.